BASTEI

STERNEN FAUST

Abgrund des Geistes

Band 113 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Abgrund des Geistes

von Simon Borner

Der Anschlag auf Vesta hat einen hohen Blutzoll gefordert – dank der Sabotage der Basiru-Aluun sind auf dem Raumdock im Asteroidengürtel des Sonnensystems viele Menschen ums Leben gekommen.

Eine Tatsache, die unterschiedliche Reaktionen hervorruft, denn die Regierung und die Admiralität des Star Corps of Space Defense haben zwar einen Verdacht, wer hinter den Ereignissen stecken könnte, doch noch können sie die Frage nach dem Motiv nicht beantworten.

Derweil hat noch jemand Probleme mit dem, was während der Krise auf dem Asteroiden passiert ist: die Jäger-Pilotin Emma Kalani. Davon abgesehen, dass sie einen guten Freund verloren hat, hat sie bisher auch ihre Fluglizenz noch nicht wiederbekommen. Und die Ärzte sind ratlos. Es scheint nur eine Lösung ihres Problems zu geben – und der sicherste Ort, an dem eine Behandlung durchgeführt werden kann, ist der Planet der Christophorer, Sirius III …

William schrie.

Er schrie, als seine Ellenbogen und Fersen in den weich gewordenen Boden einsanken und sich Fäden des dickflüssigen Etwas, zu dem die STERNENFAUST II geworden war, über seine Schultern legten. Und er schrie, als seine Hände bei seinem Versuch, sich aufzurichten, tief in der breiigen Masse verschwanden und er sie nicht mehr herausziehen konnte.

Er war gefangen! In einem Bild, das irrationaler nicht hätte sein können.

»Ich …«, rief er keuchend und spürte, wie ihm kalter Schweiß auf die Stirn trat. »Ich brauche Hilfe!«

Doch niemand kam. Die Tür zu seinem Quartier blieb verschlossen – zumindest das, was aus ihr geworden war: ein dicker Haufen verschwommener Formen und Farben. Überall ging der Raum aus seinen Maßen und Beschränkungen heraus. Winkel verzogen sich ins Unvorstellbare, jenseits aller euklidischen Definitionen und Gesetzmäßigkeiten. Abstände dehnten sich aus und zogen sich doch im gleichen Augenblick wieder zusammen, als wäre beides ein und die gleiche Bewegung und Physik kaum mehr als ein Wort, dessen Bedeutung nicht länger Relevanz besaß. Nicht jetzt zumindest, am Rande der Wirklichkeit, nicht hier draußen.

Bruder William Beaufort erkannte die Welt, in die er plötzlich und unvorbereitet geraten war, nicht wieder. In diesem Moment wusste er nur, dass sie sein Ende bedeuten würde. Und wenn nicht für seinen Körper, so doch mindestens für seinen Geist.

*

Gott braucht nicht die eignen Gaben, noch der Menschen Hast.
Am besten dient, wer dient nach altem Brauch.
Sein Königswort nimmt Tausende in Pflicht
Und schickt durch Meer und Land sie ohne Rast.
Und wer nur steht und wartet, dienet auch.

John Milton, Auf seine Blindheit (Sonett 19)

*

William Beaufort stöhnte, als die Wand vor ihm von der Mitte aus

zerschmolz und sich weit öffnete, wie die Blüte einer Blume. Sterne, überall waren Sterne, hell leuchtend und doch kalt wie Eis. Ein direkter, ungehinderter Blick ins All, ohne Fenster, ohne Kraftfeld.

Eigentlich müsste ich jetzt tot sein, schoss es dem Mönch des Christophorer-Ordens von Sirius III durch den Kopf, während die Bedeutung des Schauspiels vor seinen Augen endlich seinen Verstand erreichte. Er sah ins All! Da war *ein Loch in der Außenhülle der STERNENFAUST II*!

William hielt den Atem an, schloss die Augenlider und wartete darauf, mit der Luft aus dem Inneren des Schiffes gezogen zu werden, hinaus ins endlose Vakuum und die ewige Nacht. Doch nichts dergleichen geschah, alles blieb ruhig. Nahezu totenstill.

Als er die Augen vorsichtig wieder öffnete, hatte sich die Szene geändert. Das Loch in der Außenwand war breiter geworden. Stück für Stück verflüssigte sich das Material, aus dem der Sondereinsatzkreuzer des Star Corps einst gebaut worden war und wurde zu einer gallertartigen Masse, die zunehmend an Dicke und Festigkeit verlor. Runde, große Tropfen lösten sich von den Wänden und glitten hinab, ähnlich wie Wachstropfen an einer Kerze.

Und dann spürte William, wie der Boden, auf dem er lag, unter ihm noch weiter nachgab!

»Nein!«, schrie er auf, als sich die Erkenntnis seines drohenden Versinkens in seinem Bewusstsein breitmachte. *Nicht so! Bitte nicht so!*

Wie Treibsand schloss sich die Masse, die Substanz des Schiffes Millimeter um Millimeter um seinen wehrlosen Körper. Und mit jeder Regung, die der Mönch ihr entgegensetzte, beschleunigte sich der Prozess nur noch. William war kein allzu ängstlicher Mensch. Nach allem, was er auf seinen Reisen bisher erlebt und durchgestanden hatte, gehörte schon vieles dazu, um ihn noch in Panik zu versetzen. Doch in diesem Augenblick fürchtete er sich, wie nie zuvor in den 29 Jahren seiner Existenz.

Es war weniger das drohende Ende, das ihn so erschütterte, als die Absurdität des Ganzen. Als Christophorer wollte er verstehen, wollte lernen und begreifen. Dazu war er einst aufgebrochen, dazu hatte er sich der Crew dieses Raumschiffes angeschlossen – und jetzt so unwissend, so nutzlos abtreten zu müssen, kostete ihn nahezu die gesamte Selbstbeherrschung. Es war unfair und erschreckend sinnlos.

»Wehren Sie sich nicht, Meister!«, erklang eine krächzende, leise Stimme hinter ihm. Und obwohl die Anrede »Meister« kaum auf ihn gemünzt sein konnte – *oder etwa doch?* – erkannte William den

Redner sofort. Das war Mauritio!

»Abbo?«, flüsterte der Christophorer, und es klang mehr als ungläubig. Kalte Schauer liefen über seinen Körper und die breiige Masse, die einst der Boden seines Quartiers gewesen war, kroch langsam seinen Oberkörper hinauf in Richtung Gesicht. »Was … Wo sind Sie?«

Und was tun Sie hier? Ich begegne Ihnen doch erst in fünfzehn Jahren!

William wusste nicht, wo dieser letzte Gedanke hergekommen war, und er verdrängte ihn sofort. Mauritio lachte leise, abfällig. »Sie sehen mich nicht, aber ich bin da. Ich bin immer da gewesen. Und jetzt bin ich gekommen, um Sie abzuholen, Meister. Um Sie mitzunehmen in die Welt, in der ich nun existiere. In den ewigen Stillstand jenseits des Todes. Ihre Zeit ist gekommen.«

»Nein.« William Beaufort versteifte sich noch mehr, teils aus Respekt vor der widersinnigen treibsandartigen Masse, die nun schon seinen Hals umschloss, und teils als Reaktion auf die Aussage seines ehemaligen Schützlings von der Novizenschule. »Nein, das … das ist nicht wahr. Sie sind nicht hier, Sie waren es nie! Dies ist meine Vergangenheit, nicht die Ihre, Abbo. Sie waren nicht dabei und haben hiermit nichts zu tun.«

»Tut mir leid, aber das stimmt nicht, Meister William.«

Was? William traute seinen Ohren nicht, verstand gar nichts mehr. Kalte Masse kroch über sein Kinn, bedeckte seinen Mund, seine Nase und begrub ihn lebendig unter sich. Panik griff mit eisigen Klauen nach seinem Herzen und seinem letzten Rest rationalen Verstandes. Seine Lungenflügel schrien nach Sauerstoff, den William ihnen nicht länger geben konnte. Es war vorbei.

»Wenn dies Ihre Vergangenheit sein soll, Meister William«, hörte er das böswillig klingende Krächzen wieder, das eben noch von sich behauptet hatte, Mauritio Abbo zu gehören, »warum halten Sie sich noch immer in ihr auf?«

Dann versank Williams ganzer Kopf im Boden – und der Mönch erwachte.

*

»Abbo!«

Mit einem Schrei, der Tote erweckt hätte, schoss der Christophorer in die Höhe. Aufrecht saß er in seinem Bett, die schweißgetränkten,

zerstrampelten Laken auf seinen nackten Beinen. Goldenes, helles Mondlicht fiel durch das geschlossene Fenster, hinter dem der St.-Garran-Krater in nächtlicher Ruhe lag, in den ansonsten dunklen Raum.

William keuchte. Sein Oberkörper hob und senkte sich mit jedem Atemzug, seine Nerven rasten und ein Film aus kaltem Schweiß überzog sein Gesicht und die blanken Schultern. Nur mühsam gelang es ihm, seinen Geist wieder ins Hier und Jetzt zurückzuholen. »Es ist gut«, sagte er mit vor Erschöpfung und Angst zitternder Stimme in das Dunkel, einzig um ein vertrautes Geräusch zu hören. »Nur ein Traum.«

Nur ein Traum … Aber das war nicht korrekt, nicht wahr? Es war mehr gewesen, viel mehr. Heute Nacht, wie auch in all den Nächten zuvor. Fünfzehn Jahre vergingen wie im Flug, wenn man die Augen schloss und dem Verstand die Erlaubnis zum Träumen gab. Dann wurden selbst die Schrecken einer Vergangenheit, die man längst hinter sich gelassen hatte, wieder so real, als geschähen sie erst jetzt. Als sei man niemals fort, niemals woanders gewesen als in diesem einen, grauenvollen Moment, den zu vergessen man sich einst geschworen hatte.

Und William Beaufort wusste, dass es Schwüre gab, die selbst der stärkste Wille nicht einhalten konnte. Vielleicht wusste das niemand so gut wie er.

Fünfzehn Jahre war es her, seit die STERNENFAUST II vorübergehend im X-Raum verschwunden war und ihre gesamte Crew mit sich genommen hatte. Ins Nichts. Bis heute wusste niemand, was damals wirklich geschehen war. Niemand außer William. Und in Nächten wie diesen kam es ihm vor, als sei das Schiff – als sei *er* – nie wieder aus dem Nichts jenseits der letzten Grenze zurückgekehrt.



Nicht du bist kaputt, sondern die Situation, in der du steckst.

Nicht du bist kaputt, sondern die Situation, in der du steckst.

Nicht du bist kaputt, sondern die …

»Ach Scheiße!«

Emma Kalani riss den Steuerknüppel ihres Jägers zur Seite und schoss in einem weiten Bogen davon. Alarmsirenen dröhnten in

ihrem Helm und verwiesen darauf, wie nahe sie dem Asteroiden gekommen war, gegen den sie soeben beinahe geknallt wäre. Sie musste sorgfältiger fliegen, ihre Gedanken beieinander halten und sich auf die vor ihr liegende Aufgabe konzentrieren, sonst würde das hier nichts mehr werden. Sonst konnte sie den Beweis ihrer Flugtauglichkeit, den sie eigentlich erbringen wollte, gleich wieder vergessen.

»Sagten Sie etwas, Lieutenant?« John Santos' Stimme, die über Funk zu Emma durchdrang, unterbrach den Lärm der Sirenen. Irrte sie sich, oder klang der Commander der Jägerstaffel zufrieden? So, als bestätigte Emma nur seine Vorurteile?

»Nein, Sir«, antwortete Emma ihrem vorgesetzten Offizier und bemühte sich, den nächsten Fluch, der ihr schon auf der Zunge lag, zu unterdrücken. »Ich hab nur vor mich hingemurmelt.« *Und beinahe den Jäger gecrasht, aber das wissen Sie ja sicher schon. Sie beobachten mich zweifellos nicht ohne Grund, oder?*

»Verstanden.« Ein Knarzen im Äther, dann war die Verbindung wieder unterbrochen. Emma schüttelte den Kopf. Wie lange sollte das eigentlich noch so weitergehen? Immer, wenn sie sich darum bemühte, wieder fliegen zu dürfen, legten sie ihr derartige Steine in den Weg. Mal reichte Dr. Tregarde sein medizinisches Veto ein, mal entschied Commander al Khaled, den Flugsimulator, der sich an Bord der STERNENFAUST III befand, »zufällig« für eine Weile vom Netz zu nehmen – und dann gab es Tage wie diesen. Tage, an denen Santos höchstpersönlich erschien, um Emma bei ihren Simulatorübungen zu verunsichern.

Oder zu »beobachten«, wie er es vermutlich ausdrücken würde. Soweit es Emma betraf, nahmen sich die beiden Begriffe aber nichts. Ihre Bedeutung war gleich, zumindest in ihrer, Emmas Situation.

Die junge Hawaiianerin hätte ihren rechten Arm gegeben, um wieder fliegen zu dürfen. Sie war Pilotin, verdammt. Das war nicht weniger als ihr Leben! Sie hätte getan, was immer von ihr verlangt worden wäre, nur um wieder Einsätze übernehmen zu können – und zwar im Cockpit eines richtigen Jägers, nicht in dieser Attrappe hier! Was wollten sie denn noch von ihr? Hatte sie sich nicht willentlich allen Untersuchungen unterzogen? Hatte sie nicht alles geschluckt und abgenickt, was Tregarde und sein medizinisches Team ihr präsentiert hatten? Und mit welchem Ergebnis?

Tregarde: *Wir sind uns noch nicht hundertprozentig sicher.*

Kremer: *Die Ergebnisse der ersten Langzeitstudie stehen noch aus.*

Bla bla bla.

Und dann der Todesstoß, ausgesprochen von Admiral Taglieri, als dieser die Krankenstation besucht und nicht gewusst hatte, dass Emma ihn hören konnte: *Solange diese Frau unter ihren absonderlichen Symptomen leidet, kommt sie mir nicht ans Steuer, ist das klar, Doktor?*

»Absonderliche Symptome.« Absonderlich war ein starkes Wort, fand Emma. So, wie der Admiral es verwendet hatte, hatte es sich fast wie »abnormal« angehört. Wie ein verzweifeltes »Lasst den Freak bloß nicht in die Nähe meiner schönen Schiffchen!«

Dabei hatte sie sich doch nichts zu Schulden kommen lassen. Was konnte Emma schon dafür, dass sie unter diesen quälenden Kopfschmerzschüben litt? Natürlich nichts. Tregarde zufolge waren die Schmerzen das Resultat eines Überschusses an Botenstoffen im Gehirn, den der Doktor nun mit medikamentöser Hilfe zu unterdrücken versuchte. Und sie waren ihm zufolge Anzeichen von etwas, das Emma nicht glauben, nein: nicht wahrhaben wollte. Einem Hang zur Telepathie. Einer natürlichen Neigung zum Gedankenlesen.

Emma Kalani war nicht dumm. Sie erkannte Probleme, wenn sie sich ihr stellten, und wusste, wie sie nach Lösungen suchen konnte. Doch dieses überstieg ihren Erfahrungshorizont bei weitem. Aber bitte, wenn es dem Zweck diente, die über sie gehängte Flugsperre endlich aufzuheben, hörte sie auf die Theorien der Ärzte und sagte artig Ja und Amen. Selbst wenn sie das ins Brüderkrankenhaus auf Sirius III brachte.

Nur änderte sich dadurch nichts.

Eine abrupte Bewegung des Steuerknüppels riss die Pilotin aus ihren Gedanken. Als sie auf die Konsolen vor sich blickte, bemerkte sie, wie ihr Jäger allmählich zu trudeln begann. Der Höhenmesser spielte förmlich verrückt und durch die Pseudo-Frontscheibe des Simulatorgefährts sah sie, wie die Sterne mit zunehmender Schnelligkeit an ihr vorüberzischten.

»Was zum …« Krampfhaft versuchte sie, die Kontrolle über das Gefährt zurück zu gewinnen, doch der Jäger bockte nun wie ein störrisches Reittier. »Hey, dreht da jemand an den Programmeinstellungen?«

Wie erwartet, knackste es sofort im Lautsprecher und Santos' Stimme erklang erneut. »Ich habe mir erlaubt, die Umstände Ihrer Übung ein wenig … realistischer zu gestalten, Lieutenant Kalani. Was Sie gerade erleben, entspricht den Folgen einer Ihrer Kopfschmerzattacken.«

»Sie haben *was*? Wie kommen Sie dazu …« Nur mühsam gelang es Emma, sich zu beherrschen. Beinahe hätte sie einen vorgesetzten Offizier angeschrien, so wütend war sie. Doch John Santos war im Moment ihr geringstes Problem. Die Steuerung des Jägers war nun vollkommen aus ihrer Hand genommen, das Gefährt machte, was es wollte.

Und es wollte zur STERNENFAUST!

Abermals schrillten die Alarmsirenen los, während die Außenhülle des Schiffes vor ihrer Frontscheibe immer näher kam. Die junge Pilotin keuchte vor Zorn, umklammerte die Steuerung mit beiden Händen, stemmte die Fersen fest auf den Boden ihrer Kabine – und zog. Mit der Kraft der Verzweiflung zerrte Emma am Ruder des Simulators, und wusste doch, dass es vergebens war. Sie raste auf das Schiff zu – wenn auch nur in der Simulation, orientierungslos und ohne die Chance, die Richtung noch zu kontrollieren. »Santos, lassen Sie das!«, presste sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Sehen Sie nicht, dass ich …«

Als Emma Kalanis Jäger auf die Außenwand der STERNENFAUST aufprallte, ruckelte der Pilotensitz im Flugsimulator so stark, dass die junge Frau, wäre sie nicht angeschnallt gewesen, frontal gegen ihre Konsolen geschleudert worden wäre.



»Commander, bei allem Respekt, das war nicht fair!« Emma kochte innerlich, als sie aus dem Simulator trat und das ernste Gesicht John Santos' vor sich sah, der sie draußen schon erwartete. »Was versprechen Sie sich davon, einfach so fremde Übungen zu manipulieren?«

»Vernunft«, antwortete der Mittvierziger ruhig, und sein ungerührtes Auftreten feuerte ihre Wut nur noch weiter an. »Ich verspreche mir davon, dass Sie endlich Vernunft annehmen. Emma, ich bin doch nicht hier, um Sie in die Pfanne zu hauen! Sie gehören zu meinen besten Piloten und müssen mir nichts mehr beweisen. Aber Sie sind auch ein ziemlicher Dickkopf, und manchmal steht diese Eigenschaft Ihren eigentlichen Stärken im Weg.«

Emmas Augen funkelten streitlustig. Santos' verständnisvoller Tonfall machte sie fast wahnsinnig. »Sir, wenn Sie mich auch noch beleidigen wollen …«

»Genau das meine ich«, unterbrach er sie sanft. »Sie reflektieren nicht mehr. Die Krankheit, unter der Sie leiden, beeinflusst weit mehr als nur Ihr Leistungsvermögen, Emma. Erkennen Sie das nicht selbst? Diese Botenstoffe, die Ihr Gehirn in Mitleidenschaft ziehen, verändern indirekt auch Ihr Verhalten. Seit Sie nicht mehr fliegen können, wirken Sie aggressiv, gereizt, genervt. Das ist nicht die Kalani, die ich kenne.«

»Wenn Sie wüssten, was ich gerade …« Emma atmete hörbar aus. Er hatte ja nicht Unrecht. Selbst Mike, der ach so geduldige und liebevolle Mike, hatte ihr bereits attestiert, dass sie seit ihrer Zwangsbeurlaubung ganz schön zickig werden konnte. »Mein kleiner Wetterumschwung« hatte er sie heute Morgen noch geneckt – und damit eine Kissenschlacht provoziert.

Santos legte ihr eine Hand auf die Schulter und lächelte leicht. »Ich weiß es. Glauben Sie mir, Emma, ich verstehe Ihre Lage sehr gut. Soweit ich informiert bin, gehen die Geschichten über meine Zeit als ›wilder Jägerpilot‹ immer noch durch das Schiff. Und wäre mir damals geschehen, was Sie heute durchmachen müssen, hätte ich mich vermutlich auch mit Händen und Füßen gewehrt und alles versucht, um die Wahrheit zu ignorieren. Aber genutzt hätte es mir nichts. Kommen Sie wieder auf die Beine. Arbeiten Sie an sich, werden Sie gesund. In Ruhe. Und dann steht Ihnen Ihr Jäger wieder vollends zur Verfügung – der echte, nicht die Simulation.«

Seine Worte reichten aus, um sie halbwegs zu beruhigen. Emma bedankte sich leise, dann trat sie hinaus auf den Korridor und lenkte ihre Schritte nach kurzer Überlegung in die Richtung, aus der allein ihr noch Hilfe zuteil werden konnte: zur Krankenstation.

Die medizinische Abteilung der STERNENFAUST war nahezu leer, als sie dort eintraf. Einzig Dr. Kremer saß noch über einen Tisch gebeugt da und studierte gedankenverloren einige Akten. Er wirkte völlig abwesend und schien seine Umgebung nicht mehr wahr zu nehmen. Emma räusperte sich, um den Neuropsychologen auf sich aufmerksam zu machen.

Kremer zuckte zusammen, irritiert durch den plötzlichen Laut, und blickte auf. Ein Lächeln stahl sich auf seine Züge. »Lieutenant Kalani, schön Sie zu sehen«, sagte er freudig überrascht.

Widerwillig winkte sie ab. Dies war weder die Zeit noch der Ort für Höflichkeitsfloskeln. »Ja ja, gleichfalls. Ich komme wegen des …«

»Ich hatte mich schon gefragt, wann Sie wieder vorbeischauen würden«, fiel ihr Kremer ins Wort. Emma seufzte innerlich. *Lässt mich*

denn heute niemand ausreden?, dachte sie halb amüsiert, halb irritiert. Kremer blickte abermals auf seinen mit diversen Papier- und weiteren Stapeln übersäten Schreibtisch und wühlte mit beiden Händen zielsicher durch das dortige Chaos. »Ihr nächster Therapietermin ist nicht vor morgen angesetzt, wenn ich nicht irre … Ah, da haben wir's ja. Genau, morgen um 1600 Uhr Bordzeit.«

Sie schüttelte den Kopf. »Darum geht es nicht. Ich … Ich bin hier, weil ich endlich wieder fliegen will. Weil ich will, dass das«, Emma zeigte auf ihre unter der dunkelblonden Haarpracht verborgene Schädeldecke, »ein für alle Mal aufhört. Diese Anfälle machen mich noch wahnsinnig. Ich kann nicht arbeiten, geschweige denn schlafen. Ich fange an, langsam an mir selbst zu zweifeln. Das muss ein Ende haben.«

Kremer nickte. »Sie wissen, dass ich Ihnen dieses Ende vielleicht bieten kann?«, fragte er leise.

»Deswegen bin ich hier, Doktor. Sie haben da dieses Medikament, haben es bereits an mir ausprobiert. Aber das reicht noch nicht. Ich spiele gerne das Versuchskaninchen, aber ich will auch Resultate. Für mich.«

Der Neuropsychologe erhob sich aus seinem Stuhl und schritt um den Tisch auf Emma zu. Seine Miene war ernst. »Wissen Sie auch wirklich, was Sie da sagen? Das CC-4400 ist noch immer in der Testphase und wurde von *Far Horizon* ursprünglich entwickelt, um genau die Symptome zu fördern, die Sie unterdrücken wollen.«

»Sie haben gesagt, Sie könnten die Wirkung umkehren. Und das könnte mich heilen.«

Abwehrend hob er die Hände. »Ich kann es *versuchen*, Lieutenant. Ich werde die Forschungsansätze auch dem Brüderkrankenhaus auf Sirius übermitteln. Nicht mehr als das. Garantien gibt es da nicht, dafür ist der Ansatz, den wir hier versuchen, noch viel zu unerforscht. Und eine intensivere Behandlung, wie Sie sie von mir fordern, könnte Folgen haben, die selbst ich noch nicht absehen kann. Niemand kann das.«

»Soll das heißen, das war's jetzt? Sie geben auf?«

Kremer schüttelte den Kopf. »Mitnichten, Lieutenant. Aber geben Sie mir ein wenig Zeit, um mich mit Dr. Tregarde zu beraten, inwieweit wir Ihre Dosierung erhöhen und damit vielleicht den Genesungsprozess beschleunigen können.«

*

Ashkono Tregarde stand am Fenster seines Quartiers und blickte nachdenklich hinaus ins All und auf die Sterne, an denen die STERNENFAUST vorüberzog, als plötzlich die Komm-Konsole, die nahe der Eingangstür in die Zimmerwand eingelassen war, einen sanften Glockenton absonderte. Ash seufzte, schloss die Augen, hob die linke Hand und massierte mit Daumen und Zeigefinger den Rücken seiner scharf geschnittenen Nase. »Geh weg«, flüsterte er leise und fühlte sich unendlich müde.

Die Glocke erklang erneut.

Vielleicht handelte es sich um einen Notfall. Vielleicht wurde er dringend in der Krankenstation benötigt. Ashkono hatte momentan kein Interesse daran, unter Leuten zu sein, doch kannte er seine Pflicht. Der 59-jährige Mediziner schüttelte den Kopf, strich sich die anthrazitfarbene Uniform mit dem goldgelben Star-Corps-Emblem auf der linken Brustseite glatt und schritt zur Konsole. »Eingehende Transmission« blinkte es ihm in orange schimmernden Lettern von deren Monitor entgegen.

»Annehmen.«

Die Schrift in gebräuchlichem Solar, der Standardsprache innerhalb der Solaren Welten, verschwand sofort und machte dem Gesicht des Neuropsychologen Dr. Kremer Platz. Der jüngere Wissenschaftler trug einen weißen Ärztekittel und sah freudig erregt aus, als habe er etwas auf dem Herzen, das er Ashkono unbedingt mitteilen wolle. Tregarde erkannte an den Objekten, die hinter dem Kollegen zu sehen waren, dass sich Kremer noch in der Krankenstation aufhielt.

»Doktor«, grüßte er den Neuropsychologen knapp. »Was kann ich für Sie tun?«

Mit wenigen Worten berichtete Kremer ihm von Emma Kalanis Besuch. »Sie will mehr, Tregarde«, schloss er, und Ash wusste nicht, ob er Begeisterung oder Sorge aus der Stimme des Neuropsychologen herauslesen sollte. »Sie will, dass wir die Behandlung intensivieren. Und um ehrlich zu sein, gebe ich ihr da völlig recht.«

Tregarde zögerte. »Nun ja, Ihre Forschungen mit dem CC-4400 von *Far Horizon* …«

»… verlaufen mehr als vielversprechend«, fiel ihm der jüngere Mann ins Wort, und Ash musste schmunzeln.

Normalerweise hätte sich Kremer diese Respektlosigkeit nicht

erlaubt, also musste er wirklich Begeisterung empfinden. »Seit wir begonnen haben, Kalani mit dem modifizierten Medikament zu behandeln, erzielen wir einen Etappenerfolg nach dem anderen. Sir, ich glaube wirklich, dass wir hier auf dem richtigen Weg sind! Nicht mehr lange, und Lieutenant Kalani sitzt wieder im Cockpit ihres Jägers.«

»Ich verstehe«, sagte Tregarde nachdenklich und ging ein paar Schritte auf und ab. Einerseits begrüßte er es natürlich, dass eine Genesung dieser Patientin in greifbare Nähe rückte, aber andererseits … *Emmas Fall hat mich immer fasziniert, schon seit wir damals das erste Mal von Vesta gestartet sind. Ihr telepathisches Talent ist ihren Werten nach zu urteilen sehr stark, ich habe nur noch keine Wege gefunden, es nutzbringend und ohne ihr zu schaden anzuwenden. Es klingt hart, aber irgendwie wird sie mir fehlen, wenn sie erst einmal wieder ganz hergestellt ist.*

»Und ein medizinisches Rätsel verschwindet, dessen wahres Potenzial wir nicht einmal im Ansatz ausgeschöpft haben«, murmelte er.

»Sir?«, fragte Kremer, und Tregarde sah, dass er ihn nicht verstanden hatte. *Gut so.*

»In Ordnung, Doktor. Bereiten Sie alles für eine entsprechende Intensivbehandlung vor. Ich komme gleich zu Ihnen, sobald ich einen Anruf getätigt habe. Es wird Zeit, dass mir ein alter Bekannter einen Gefallen tut.«

Kremer nickte. »Verstanden, Sir. Und wo soll die Behandlung stattfinden? Hier auf der Krankenstation, oder direkt in Lieutenant Kalanis Quartier?«

»Weder noch, Kremer«, sagte Ashkono lächelnd. Er erinnerte sich noch gut an den Vorschlag, den Dana Frost erst kürzlich gemacht hatte, und sah nun die Gelegenheit gekommen, diesen in die Tat umzusetzen. »Genau darum geht es in meinem Anruf. Ich habe da eine Idee, wie sich vielleicht zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen lassen.«

*

Das »Fuzzy's«, wie die Piloten die Offiziersmesse auf Deck F der STERNENFAUST getauft hatten, war zu dieser frühen Tageszeit noch recht leer, und dafür war Mike Rossini dankbar. Der 32-jährige

Techniker aus Mourat Kenzos Team hatte sich kurzzeitig von seinem Posten geschlichen, um Emma zu verabschieden. Jetzt, ihren Duft noch in der Nase, stand er an einem der breiten Aussichtsfenster des Raumes und starrte hinaus in die ewige Nacht des Alls. Und dem kleinen Personentransporter hinterher, der sich mit zunehmender Geschwindigkeit vom Schiff entfernte.

Und von ihm.

Werde gesund, Mädchen, dachte Mike und strich sich gedankenverloren über den orangenen, ölverschmierten Overall, den er trug. *Werde gesund, und dann komm wieder.*

Zwischenmenschliche Beziehungen, wie jene, die Emma und er führten, waren innerhalb des Star Corps nicht gerade an der Tagesordnung und wurden von offizieller Seite, wenn auch nicht mehr verboten, so doch zumindest nicht befürwortet. Und doch wusste Mike, dass die junge Hawaiianerin ihm den Aufenthalt auf diesem Flaggschiff der neuen Flotte erst so richtig lohnenswert machte. Er wünschte ihr eine schnelle Genesung.

Und sich selbst, dass er sie schon bald wiedersah.

Erst als der Transporter längst aus seinem Blickfeld geraten war, wandte sich Mike Rossini vom Fenster ab und kehrte zu seiner Arbeit zurück.



»Wir erreichen das Kloster in etwa zehn Minuten«, sagte Sarah Jane Smith und lächelte Emma freundlich an.

»Danke«, erwiderte die junge Pilotin und sah, wie die ältere Offizierin wieder im Cockpit des kleinen Transportershuttles verschwand. Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, wandte Emma ihren Blick abermals nach rechts und dem Fenster zu, das sich neben ihrem Sitz befand und hinaus auf die Oberfläche des Planeten zeigte, dem sie sich immer weiter näherten.

Sirius III. Ein Paradoxon von einem Himmelskörper.

Emma hatte schon viel von dem Planeten gehört, auf dem der 2204 von Abt Mboto Marewo gegründete Christophorer-Orden seine Brüderschule errichtet hatte. Und nicht nur diese.

»Eigentlich ein unglaublicher Anblick, finden Sie nicht?«, fragte der junge Marine, der neben ihr saß, leise. Offensichtlich hatte Ted Ericson, so hatte er sich ihr vorgestellt, Emmas Blick bemerkt und

richtig gedeutet.

»Was meinen Sie?«, erwiderte sie lächelnd.

Ericson deutete zum Fenster. »Na, Sirius. Ein bewohnter Planet, und doch eigentlich der vielleicht unwirtlichste Platz in dieser Gegend des Alls.«

Emma nickte. »Sie spielen auf die Krater an.« Frida und Mauritio hatten ihr ein wenig über die Geschichte dieses Himmelskörpers erzählt, als sie zu dritt an Bord der STERNENFAUST gewesen waren. Damals, vor Mauritius Tod … Und hatte nicht auch Commander Alyawarry die Brüderschule auf Sirius III besucht?

»Das Volk der Altsirianer ist uns heute vollkommen unbekannt«, fuhr Ericson fort, als habe er ihre Bemerkung gar nicht gehört. Es schien ihm zu gefallen, für sie den Fremdenführer zu spielen. »Man kann es nur vermuten, aber man nimmt allgemein an, dass sie sich in einem gewaltigen Atomkrieg selbst vernichtet haben. Die Hintergrundstrahlung weist darauf hin – und mit sich haben sie wohl auch jegliches Leben auf ihrem Planeten zerstört. Einzig die Einschlagkrater, welche ganz Sirius III bedecken, geben noch Zeugnis von ihrem gewaltsamen Ende.«

»Aber mittlerweile ist doch wieder Leben möglich, oder? Ich meine, die Christophorer sind doch dort, und all die anderen Siedler.«

Der Marine lächelte unter seinen Sommersprossen. »Kommt drauf an, wo sie nach diesem Leben suchen, Lieutenant. Die Krater gehen oft bis zu dreißig Kilometer ins Innere des Planeten und enden manchmal in einem See. Da unten ist zwar Wasser, doch ist die Atmosphäre bei weitem zu dicht, um sich dort anzusiedeln. Auch die Gipfelgrate mit ihrer dünnen Atmosphäre eignen sich nicht für menschliches Leben. Wenn wir näher heranfliegen, sehen Sie bestimmt, dass sich die meisten Siedlungen, sofern sie nicht auf Plateaus angesiedelt sind, daher ungefähr auf halber Höhe am Hang eines Kraters angelegt wurden.«

»Dann müssen die heutigen Sirianer ganz schöne Bergsteiger sein«, sagte Emma, ohne Ericson anzusehen, was der heftig bedauerte.

Wenige Minuten später landete der Transporter, und Emma stieg aus. Sie hatte sich erst wenige Schritte von dem Shuttle entfernt, als eine schmächtige Gestalt in der dunkelgrauen Ordenskutte der Christophorer auf sie zueilte.

»Lieutenant Kalani«, begrüßte der Fremde sie. »Ich bin Bruder Petric und beauftragt, Sie zum Klosterkrankenhaus zu bringen. Dr. McAllister erwartet Sie dort bereits.«

Es geht los, dachte Emma und fragte sich kurz, ob sie sich wirklich freute. Vielleicht war alles bald vorbei und sie hatte ihre Fluglizenz zurück.

Sie packte ihre Sachen zusammen und folgte dem Mönch.

*

Theodore McAllister war nervös – weitaus mehr, als er sich je zugestanden hätte. Schließlich bekam der Mediziner, der das Brüderkrankenhaus auf Sirius III leitete, nicht jeden Tag die Gelegenheit, Geschichte zu schreiben.

McAllister mochte die relative Abgeschiedenheit, die ihm dieser Posten bescherte, eigentlich sehr. Als gestandener Mann von 53 Jahren hatte der große, grauhaarige Sohn eines Frachterpiloten und einer Reporterin von der Erde schon zu Jugendzeiten seinen Teil des Alls gesehen. Ihm war längst nicht mehr nach Abenteuern oder wissenschaftlicher Front-Forschung zumute, und sein aktueller Job bei den Christophorern bot ihm genau die Routine und Stabilität, die er, wie er mittlerweile rückblickend erkannte, sein ganzes Berufsleben lang gesucht hatte.

Dass er überhaupt etwas vermisste, war ihm erst nach Tregardes Anruf bewusst geworden. Und jetzt ließ es ihn nicht mehr los.

Ein letztes Mal ließ McAllister seinen Blick durch das Zimmer schweifen. »Haben wir auch wirklich alles?«

»Haben wir, Doktor«, antwortete die junge Frau zu seiner rechten prompt – und ein wenig gequält. »Und selbst das wurde schon zweimal gegengecheckt.« Der Mediziner schmunzelte. Chrissie hatte ja recht, er konnte mitunter übervorsichtig sein.

»In Ordnung, Schwester Kirchhoff. Dann lassen Sie uns unsere neue Patientin empfangen.«

Die Stationsschwester folgte ihm nach draußen auf den Flur des Krankenhauses und schloss die Tür zu Kalanis Zimmer hinter sich. Gemeinsam begaben sie sich zum Eingangsbereich des St.-Garran-Hospitals. Schon von weitem erkannte McAllister, dass sie dort erwartet wurden.

»Lieutenant Kalani«, sagte er herzlich und ging auf die schlanke junge Frau mit den kurzen dunkelblonden Locken zu. »Herzlich willkommen. Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Anreise.« Mit einem Nicken gab er dem neben ihr ausharrenden Petric zu

verstehen, dass seine Dienste nicht länger benötigt wurden, und der Bruder wandte sich zum Gehen.

»Danke, ja«, sagte Emma. »Und ich muss schon sagen, hiermit hätte ich nicht gerechnet.«

»Wie meinen Sie?«, hakte der Mediziner nach, während sich Emma und Schwester Kirchhoff miteinander bekannt machten.

»Na, diese Einrichtung. Ich hatte erwartet, das Klosterkrankenhaus sei nur ein Flügel des Klosters. Stattdessen ist es ein eigenes Gebäude und befindet sich auch noch auf der gegenüberliegenden Kraterseite.«

McAllister nickte. »Ja, denn es gehört genau genommen zur Brüderschule und nicht zum Kloster selbst. Das kann mitunter lästig sein. Insbesondere, da man für den Transport zwischen dem Kloster und uns noch kleine Gleiter benutzen muss. Aber ich garantiere Ihnen, dass die Vorteile überwiegen. Unser Haus liegt so abgeschieden, dass der Aufenthalt hier gleich einer Kur nahe kommt – Ruhe und Frieden en masse! Wollen wir?«

Die zwei Krankenhausangestellten setzten sich in Bewegung, und Emma folgte ihnen. Je näher sie dem Zimmer kamen, das McAllister für sie vorbereitet hatte, desto mehr wandte sich ihre Unterhaltung dem Grund für Emmas Anwesenheit zu. »Ich muss gestehen«, sagte der Mediziner, »dass ich Ihren Fall äußerst faszinierend finde – wenn Sie mir meine fachliche Begeisterung verzeihen. Die Telepathie ist ein Gebiet, das insbesondere in Zusammenhang mit Menschen als potenziell talentierten Kandidaten noch nie wirklich erforscht wurde. Ich habe zwar gehört, dass *Far Horizon* an einem entsprechenden Wirkstoff arbeiten soll, aber Sie wissen vermutlich selbst, wie viel man auf derartige Gerüch…«

»Ich weiß zumindest, dass Tregarde und Dr. Kremer recht wenig von diesem Konzern und seinen Errungenschaften halten«, sagte Kalani, und für einen kurzen Moment fragte sich der Chefarzt, ob sie ihm absichtlich ins Wort gefallen war. Bereitete ihr dieses Thema etwa Unbehagen?

»Na, wie dem auch sei«, unterbrach er das kurze Schweigen, das ihren Worten gefolgt war. »Wir werden zusehen, dass wir hier unsere eigenen Schritte machen und das Thema in der Praxis erforschen. Nicht wahr?«

McAllister lächelte der jungen Pilotin des Star Corps aufmunternd zu, konnte sich des Gefühls aber nicht erwehren, dass ihr strahlender Blick und ihr festes Nicken wenig mehr als einstudierte Routine waren.



Für einen kurzen Moment war es Emma, als wolle Frida Gudmundsdottir sie gar nicht mehr loslassen.

Sie spürte etwas Feuchtes an ihrem Ohr, während die Novizin des Christophorer-Ordens sie fest umklammert hielt. »Ich weiß«, flüsterte Emma sanft, strich ihr über den Rücken und musste selbst mit den Tränen kämpfen. Zwar hatte sie Mauritio Abbo, den kürzlich bei den dramatischen Zwischenfällen auf Vesta ums Leben gekommenen Klosterschüler, nicht annähernd so lange gekannt, wie es Frida getan hatte, doch war der aufgeweckte junge Mönch auch ihr schnell ans Herz gewachsen. Sein Verlust schmerzte sehr – auch, weil Abbo Emmas telepathische Gabe geteilt hatte und ihr daher ein verständnisvoller und kompetenter Gesprächspartner gewesen war.

Schließlich löste sich Frida von ihr und trat einen Schritt zurück. Ihre von natürlicher Blässe geprägten Wangen waren feucht und ihre tiefblauen Augen schimmerten noch vor Tränen, doch sie strahlte übers ganze Gesicht und Emma spürte, dass sie sich aufrichtig freute, sie zu sehen.

»Es ist gut, dass du hier bist«, sagte Frida, wischte sich mit dem Handrücken über das Gesicht und strich diesen dann an ihrer schlichten Ordenskutte trocken. »Gut für mich. Darf ich das sagen?«

Emma lächelte. »Klar darfst du das. Und ich bin auch glücklich, dich wiederzusehen. Wer hätte gedacht, dass ich dich so schnell schon auf Sirius III besuchen komme? Kleine Welt, nicht wahr?«

Frida griff nach der Hand der Freundin und drückte sie fest. Sie wirkte, als klammere sie sich nur zu gerne an den Themenwechsel, den Emma angeregt hatte. »Wenn sie es ist, dann bin ich ihr dafür dankbar. Ich kann nicht bleiben – Meister William erwartet mich im Kloster, und ich muss mich sputen, wenn ich den nächsten Gleiter noch bekommen will. Aber ich komme wieder, und dann …«

Es klopfte, und die Tür des Krankenhauszimmers öffnete sich, Theodore McAllister betrat den Raum. Er lächelte, als er die Novizin sah. »Meinen tiefsten Respekt, Miss Kalani. Nicht eine Stunde hier, und schon Besuch? Na, wenn Sie bei Ihrer Genesung ein ähnliches Tempo wie bei Ihrer Akklimatisierung vorlegen, sitzen Sie übermorgen schon wieder in Ihrem Jäger.«

»Frida ist eine Freundin«, erklärte Emma. »Wir haben uns auf der

STERNENFAUST kennengelernt.«

»Ja, so sind sie, die Raumfahrer. In jedem Hafen kennen sie eine andere …« Der Chefarzt schüttelte in gespielter Missachtung den Kopf und schritt zu den medizinischen Geräten, die neben Emmas Bett am hinteren Ende des kleinen Zimmers standen. Mit gezielten Handgriffen justierte er die Einstellungen. Emma konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als mache der ältere Mann dies heute nicht zum ersten Mal – und das Ergebnis seiner Mühen unterschied sich, sofern ihr Laienblick dies beurteilen konnte, in keinster Weise von der Ausgangslage. *Sind wir ein wenig übervorsichtig, Doc?*, dachte sie amüsiert.

»Alles bereit«, sagte McAllister, als er Emmas Blick bemerkte. »Von uns aus kann's losgehen. Dr. Kremer hat uns Ihre Akte, die nötigen Medikamente und die entsprechende Dosierungsanleitung zukommen lassen, und nach genauer Studie seiner Unterlagen kann ich Ihnen versichern, dass ich seine Ansichten teile: Die Behandlung sollte ausreichen, um die Anzahl der Spiegelneuronen im Sprachzentrum Ihres Gehirns zu reduzieren und auch den Wert der Neurotransmitter zu verringern – beides sind ihm zufolge die Ursachen Ihres Leidens. Ihr Gehirn, meinte Kremer, kann diesen Überschuss einfach nicht verarbeiten.«

Emma nickte. »Das hat er mir auch gesagt.«

»Das Ganze triggert Ihre telepathische Gabe, und die Kopfschmerzen, die Sie verspüren, sind ein unangenehmer Nebeneffekt«, fuhr er fort. Als er den Blickwechsel der beiden jungen Frauen bemerkte, unterbrach der Mediziner seinen Monolog. »Aber ich schätze, dass wussten Sie bereits.«

Emma nickte und bemühte sich, ein Lächeln zu unterdrücken, das ihr auf der Zunge lag. *Irgendwie knuffig, dieser Chefarzt. So eifrig und bemüht.*

»Jetzt muss ich aber wirklich«, schaltete sich Frida erneut in die Unterhaltung ein. Sorgenvoll blickte die Novizin auf ihren Chronometer. »Sonst fliegt der Gleiter ohne mich. Wir sehen uns später, ja?«

Abermals drückte sie Emma fest, dann wandte sie sich zum Gehen. Als sie an der Tür angekommen war, drehte sich Frida noch einmal um und warf der Pilotin einen verschwörerischen Blick zu. »Und dann erzählst du mir den neuesten Stand über dich und diesen schicken Mechaniker, den du dir da geangelt hast. Verstanden, junge Frau?«

»Aye, aye, Ma'am«, sagte Emma, stellte sich gerade hin und salutierte. Als Frida durch den Korridor zum Ausgang lief, sah Emma ihr noch nach.

Es war schön, zu wissen, dass sie hier nicht allein war.

*

Wo begann Schuld, und wo endete persönliches Unvermögen?

William Beaufort wusste es nicht, und nun, während das Sonnenlicht langsam hinter den Kraterwänden von Sirius III verschwand, fürchtete er sich davor, länger über diese Frage nachzudenken.

Es gab viele Dinge, die William Beaufort an seiner Wahlheimat schätzte, doch dieses gehörte zu den ihm wichtigsten: Es wurde hier nie richtig dunkel. Am Tag erhellte die Sonne den dreißig Kilometer tiefen St.-Garran-Krater und vertrieb Schatten genauso wie düstere Gedanken. Jedenfalls meistens. Und wenn sich das Kloster der Christophorer auf der Nachtseite des dritten Planeten des Alpha Canis Majoris-Systems befand, erstrahlte die karge Kraterlandschaft im blassgoldenen Schein der beiden Monde, die um ihn kreisten. William nannte sie »Nachtwächter« und war den Trabanten insgeheim dankbar dafür, der Finsternis so wenig Raum zu gewähren. Er wünschte, ihr Licht wäre stark genug, um auch in seinen Geist zu dringen.

Die Unterrichtsstunde war gut verlaufen, weit besser, als er unter den Umständen erwartet hatte. Abbos Tod lastete auf der Stimmung aller Klosterbewohner, seien es Mönche oder Novizen, und insbesondere Frida, der jungen Schülerin von Luytens Stern, hatte William angesehen, wie sehr sie unter dem Erlebten litt. Aber er hatte es nicht angesprochen, hatte es nicht gekonnt.

Frida war nicht in der Nähe gewesen, als Mauritio starb, das wusste er. Sie hatte ihre Dämonen, William die seinen. Jetzt, da er darüber nachdachte, fiel ihm ein interessantes Detail ein: Zwar war Luytens Stern eine Sonne, doch Sindri, ihr vierter und einzig besiedelbarer Planet, bekam nur wenig Licht und Wärme von ihr ab. Hatte auch Sindri »Nachtwächter«, also einen Mond, oder lebte man in Fridas Heimat in Dunkelheit? Letzteres war eine Alternative, die William in seiner momentanen Gemütsverfassung schaudern ließ.

Er seufzte frustriert auf und rutschte unruhig auf dem glimmer-

haltigen Sitzstein hin und her. Was war nur mit ihm los? So sehr er sich heute auch anstrengte, gelang es ihm nicht, seinen Geist unter Kontrolle zu bekommen. Immer wieder schweiften seine Gedanken in Gegenden ab, die William bewusst nie besucht hätte. Was hatte die Dunkelheit auf Sindri mit dem Zen-Garten des Christophorer-Klosters zu tun, in dem William gerade saß? Nichts, gar nichts!

Aber darum geht es nicht, oder?, dachte William und strich mit dem Fuß durch den fein geharkten Sand, der diesen Bereich des Zen-Gartens prägte. *In Wahrheit geht es doch immer nur um eine Frage. Und wenn du ehrlich gegenüber dir selbst bist, dann kennst du die Antwort darauf genau.*

Ehrlich gegenüber dir selbst … Es war lange her, dass William Beaufort dies gewesen war. Vielleicht schon fünfzehn Jahre.

Ein leises Knirschen ließ den Christophorer herumfahren. Daniel Leslie, der Abt des Klosters, näherte sich ihm. »Ich wollte Sie nicht erschrecken, Meister William«, sagte er entschuldigend.

»Das haben Sie nicht«, log William und wies einladend auf einen der freien Sitzsteine. Dankbar nahm Daniel Platz und blickte den jüngeren Mönch schweigend an. »Sie sehen müde aus«, sagte er schließlich. »Müde und gehetzt. Schlafen Sie nicht gut?«

Es hatte unschuldig geklungen, beiläufig und belanglos, doch William wusste genau, worauf der Abt abzielte. »Den Smalltalk können wir uns sparen, Abt«, sagte er ruppiger, als er es wollte. »Ja, es nagt an mir. Ja, ich leide unter den Implikationen, die mit Mauritios Tod einhergehen. Nein, ich glaube nicht, dass ich mich falsch verhalten und indirekt zu seinem Ableben beigetragen habe, aber wie uns Christophorern nur allzu bewusst ist, hat Glauben nur äußerst selten etwas mit Wissen zu tun. Deswegen messen wir beim Eintritt unserer Novizen ihrer Religion ja auch keine Bedeutung bei. Beantwortet das Ihre Frage?«

Leslie schmunzelte leicht. »Vor einiger Zeit haben wir uns darüber unterhalten, warum Sie hier bei uns sind, wissen Sie noch? Warum Sie sich für die Abgeschiedenheit dieses Planeten entschieden haben.«

»Weil ich seit dem STERNENFAUST-Zwischenfall nicht mehr weg will«, sagte William abweisend. »Weil ich genug gesehen und erfahren habe, um zu wissen, dass es da draußen keinen Platz mehr für mich gibt.« Abermals versuchte sich die Erinnerung an jenen Tag, an dem die STERNENFAUST II im X-Raum verschwunden war, in seinen Geist zu schleichen, und William verdrängte sie so vehement wie immer.

»Weil Sie Angst haben«, sagte Leslie leise und blickte zu Boden. »Sie haben etwas erlebt, das Ihren Erfahrungshorizont übersteigt und Sie bis heute quält. Und Sie vermuten, dass Ihre telepathische Gabe dieses grauenvolle Erlebnis erst möglich gemacht hat. Deswegen verweigerten Sie jahrelang jeden Kontakt zur Außenwelt. Und Ihr Talent haben Sie bis heute nicht wieder angetastet.«

»Soll das ein Vorwurf sein?« William hatte in Leslie immer einen verständnisvollen Gesprächspartner gehabt, doch nun spürte er eine unbekannte Spitze in seinen Worten. »Habe ich nicht regelmäßig Kontakt zu den Entitäten gesucht, den St.-Garran-Pfad bewandert?«

Sofort hob der Abt die Hand. »Mitnichten, William. Glauben Sie mir, ich kann Ihr Verhalten nachvollziehen. Aber ich sehe auch, dass Abbos Tod Sie stärker belastet, als Sie sich eingestehen. Sie fürchten, dass …«

»… ich mehr für ihn hätte tun können, schon im Vorfeld«, beendete William den Satz. »Wäre ich nicht so stur und feige, hätte ich mich längst der Erforschung der Telepathie-Gabe gestellt. Und dann hätte Mauritio vielleicht nicht sterben müssen. Vielleicht hätte er mehr über sich und seine Fähigkeiten gewusst und so seinen Tod verhindern können.«

Leslie erhob sich und legte dem Mitbruder eine Hand auf die Schulter. »Es kommt der Moment, an dem sich manche Dinge nicht mehr verleugnen lassen, William. An dem selbst das geräumigste Schneckenhaus zu klein wird, egal, wie sehr man sich auch darin verkriechen will. Quälen Sie sich nicht mit indirekten Schuldzuweisungen. ›Was wäre gewesen, wenn‹ ist kein Spiel, das Ihnen hilft. Im Gegenteil. Aber vielleicht können Sie aus dieser tragischen Situation die Kraft schöpfen, sich dem zu stellen, das in Ihnen schlummert. Zu Ihrem Wohl, und zum Wohle aller. Ich würde es Ihnen wünschen, und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: Werden Sie aktiv. Nur so können Sie sich helfen.«

Ohne ein weiteres Wort wandte sich der Abt zum Gehen und ließ William allein mit seinen Gedanken. Und mit der Erinnerung an den St.-Garran-Pfad.



Sie … sie brannte. Großer Gott, sie brannte!

Das Haus war ein einziges Flammenmeer. Dachbalken gaben nach,

stürzten laut krachend hinunter und begruben die wenigen, abgewetzten Möbelstücke unter sich. Funken flogen und versengten die Gardinen, Teppiche und Tapeten. Es roch nach Qualm, verbranntem Plastik und Hoffnungslosigkeit. Emma lief der Schweiß in Strömen von der Stirn, heiß und kochend. Ihr Atem ging schleppend, und jeder neue, qualvolle Zug beförderte dicke Rauchschwaden in ihre ohnehin schon überreizten Lungenflügel. Sie fühlte sich, als schlüge die Haut auf ihrem Gesicht Blasen, so stark war die Hitze. Sie musste hier raus, sofort! Jede weitere Sekunde des Zögerns war eine Herausforderung des Schicksals und käme dem sicheren Tod gleich, und doch …

»Rick!!«

Katies Stimme, schrill und laut. Panisch. Katie, die in Flammen stand, lichterloh.

Emma hielt sich den Arm vor den Kopf, als könne sie damit das blendende Feuer abwehren, öffnete den Mund und eine tiefe, männliche Stimme sprach aus ihr. »Ich bin hier, Liebling! Oh Gott, ich bin hier!«

Für einen Moment wunderte sie sich – Wessen Stimme war das? Wessen Haus? –, dann zuckte Emma zusammen, schloss die Augen vor der unwirklich scheinenden Situation. Unvorstellbare Schmerzen wallten mit einem Mal durch ihren Körper, ließen sie zittern und qualvoll aufstöhnen. Als der Anfall abgeklungen war, spürte sie, wie eine Hand sie grob am Hinterkopf packte.

»Raus mit der Sprache, Etienne«, knurrte jemand, und als Emma die Augen wieder öffnete, waren Feuer und Haus Vergangenheit. Stattdessen sah sie sich einem Schrank von Mann gegenüber. Der Koloss trug einen breiten Anzug und einen Hut, den er sich so tief in die Stirn gezogen hatte, dass seine Augen im Halbdunkel dieser heruntergekommenen Seitengasse kaum noch mehr als zwei glitzernde Punkte waren. »Wo ist dieser verlogene Kridan, hä?«, sagte der Fremde zischend, und kleine Spucketropfen flogen von seinem Mund auf die Brust von Emmas blauem Technikeroverall. Die Hand an ihrem Hinterkopf drückte noch fester zu. Die Pilotin wollte sich wehren, spürte aber, dass jemand hinter ihr stand und ihre Arme zusammenpresste. Sie war wehrlos!

»Ich …«, hörte Emma abermals eine fremde Stimme aus ihrem Mund. Sie klang wimmernd, flehend. »Ich weiß nicht … wovon du redest, Tyler. Mann, echt nicht!«

»Falsche Antwort«, knurrte der Schrank, drehte ihren Kopf zur Seite

– und Emma sah vor Schreck, wie die unverputzte Hauswand plötzlich rasend schnell näher kam. Was geschah mit ihr? Sie kannte diese Ereignisse nicht, konnte sie nicht zu- oder einordnen, und dennoch waren sie mit einem Mal da, Teil ihres Gedächtnisses.

Kurz bevor ihr Gesicht gegen die Mauer gepresst werden konnte, kehrten die Schmerzen zurück und hüllten Emmas Geist abermals ein, als wollten sie die junge Frau vor dieser Wirklichkeit, die doch nicht ihre eigene war, beschützen. Und als Emma dieses Mal die Augen wieder aufschlug, erkannte sie die Umgebung sofort. Es war ihr Krankenzimmer.

Keuchend richtete sie sich im Bett auf und fuhr sich mit zitternden Fingern durch das Gesicht, als wolle sie sichergehen, dass es weder verbrannt noch zerschmettert worden war. Was war das eben gewesen? Ein Albtraum? Nein, es hatte sich ganz anders angefühlt. Viel wirklicher. Eine Vision vielleicht? Aber seit wann hatte sie Visionen?

Oder aber …

»Es funktioniert nicht«, flüsterte Emma und spürte, wie ihr der Schreck über die Erkenntnis kurzzeitig die Kehle zuschnürte. »Die Behandlung läuft völlig falsch!«

Anstatt ihre telepathische Gabe zu unterdrücken, schien Kremers Mixtur sie zu fördern! Emma konnte es sich selbst nicht erklären, doch war sie plötzlich sicher, dass die Bilder von eben Erinnerungen gewesen waren, Gedanken aus fremden Köpfen, die sie eingefangen hatte wie ein Funkempfänger das Signal eines Senders. Sie hatte telepathisch an den Gedanken anderer Menschen teilgenommen!

(Sie sehen dich.)

Als sie sich aus dem Bett schwingen wollte, um McAllister aufzusuchen, hörte sie das Flüstern – ein leises Wispern nur, das wie aus weiter Ferne zu ihr drang und das sie nicht verstehen konnte. Auch eine telepathische Empfindung, das wusste sie. Sie öffnete die Tür zum Flur des Hospitals …

(SIE SEHEN DICH!!!!)

… und brach sofort zusammen!

Ihre Beine gaben nach, wurden weich und hielten ihr Gewicht nicht länger. Die Welt drehte sich vor ihren Augen, als wäre alles ein Karussell, das man anzuhalten vergessen hatte. Eines, das vielleicht nie wieder anhielt, auf ewig weiterfuhr, schneller und immer schneller werdend. Emma merkte, wie ihr das Mittagessen in den Hals schoss, konnte aber nichts dagegen tun. Ihr Körper entzog sich

vollends ihrer Kontrolle, hatte längst die Segel gestrichen und auch ihren Geist mitgenommen. Stöhnend knallte die junge Frau auf den Fußboden, fühlte die kalte, glatte Fläche an ihrer Wange, ihren Händen und den nackten Beinen. Speichel sammelte sich auf ihren Lippen, schlug Bläschen. Und dann spürte sie ein nervöses Kribbeln, wie sie es nie gekannt hatte: Mentale Eindrücke prasselten mit einem Mal auf sie ein wie Hagelkörner. Emma fühlte sich, als habe sie eine Flut erfasst und in Sekundenschnelle aufs Meer hinausgetrieben, hilflos und orientierungslos. Bild auf Bild drängte sich vor ihr geistiges Auge, verlangte ihre Aufmerksamkeit und bestimmte ihre Wahrnehmung. Hier war ein Kridan, den Schnabel zum Angriff geöffnet, dort stand ein Haus inmitten einer weiten Steppe – unzusammenhängende Eindrücke allesamt, und doch jeder einzelne so real, als geschähe er jetzt und ihr. Unmittelbar.

(SIE KENNEN DICH, FINDEN DICH, SEHEN DICH IMMER UND ÜBERALL!)

Stimmen erklangen, die nur Emma hören konnte. Sie flüsterten und riefen, lachten und weinten gleichzeitig, bis ihr die Ohren dröhnten und der Lärm ihren Schädel zum Platzen zu bringen drohte. Und mit den Bildern kamen Empfindungen, Gefühle, die nicht ihre eigenen waren und die sie dennoch mit sich rissen. Emma war heiß und kalt, ängstlich und fröhlich gleichermaßen. Sie spürte Verlangen und Abscheu, Glück und Enttäuschung, als wären alle nur möglichen Emotionen eins geworden und prügelten sich nun in ihrem Geist um die Oberhand.

(SIE HABEN DICH!)

Ein Schrei erklang, qualvoll und leidend, und irgendwo durch den Dunst aus fremden Erfahrungen, der sie unter sich begrub, als wolle er das, was eigentlich Emma Kalani war, auslöschen, erkannte sie, dass sie seine Quelle war.

*

»*Aufhören!*«

Ein Flüstern nur, flehend und gequält, und doch mit der Kraft der Verzweiflung geäußert. Niemand hörte es, aber es war alles, zu dem sie noch fähig war.

Die Hände, die schließlich kamen, sie aufhoben und zurück in ihr Bett trugen, schienen so scharf und gnadenlos wie die Pranken eines

Raubtieres, und überall, wo sie Emmas überreizten Körper berührten, brannte es, als hätte jemand ätzende Säure über ihr ausgeschüttet. Jeder Millimeter ihres Leibes war angespannt, nahezu jeder Muskel verkrampft. Dicke Schweißflecken zeichneten sich auf dem dünnen Leibchen ab, das sie als Patientin tragen musste, aber Emma nahm sie gar nicht wahr, sie waren Probleme anderer Leute und hatten nichts mit ihr zu tun – wer immer das auch noch sein mochte.

Denn sie war nicht mehr Emma Kalani, die 29-jährige Hawaiianerin, die 2267 und mit fliehenden Fahnen die Ausbildung zum Dienst im Star Corps absolviert hatte. Sie war nicht mehr die junge und halsbrecherische Jägerpilotin der STERNENFAUST, und auch nicht die Frau, die in Mike Rossinis Bett Dinge tat, die noch vor wenigen Jahren ihrer beider unehrenhafte Entlassungen aus dem Corps nach sich gezogen hätten.

All dies *war* Emma, doch nicht in diesen Momenten totaler Agonie. Nun war sie Jedermann, jede Frau, jedes denkende Lebewesen im Umkreis ihres Zimmers, vielleicht sogar des gesamten Hospitals. Unzählige Gedanken und Empfindungen drangen in sie ein und bemächtigten sich ihres Verstandes, rissen an ihrem Bewusstsein und verdrängten alles, was jemals sie selbst gewesen sein mochte, in die letzten Winkel ihres Geistes. Emma schrie wie am Spieß, wusste aber nicht zu sagen, ob sie selbst dies tat, oder ob auch das nur Teil einer der fremden Erinnerungen war, die ungehindert auf sie niedergingen. Und immer hörte sie dieses schreckliche Flüstern.

(SIE HABEN DICH, UND JETZT LASSEN SIE DICH NICHT MEHR GEHEN!)

Die Stimmen … die Stimmen waren überall. In ihren Ohren, ihrem Denken, ihrem Sein. Sie brachten ihren Verstand zum Überlaufen und ließen ihren Körper auf Dinge und Situationen reagieren, die ihm nie widerfahren waren. Und mit jeder Sekunde, die verstrich, wurden sie lauter, drängender.

(NIE MEHR, DENN JETZT GEHÖRST DU IHNEN, BIST EIN TEIL DER MENGE, KEIN EIGENER GEIST MEHR. DU BIST SIE!)

»Ruhig, Miss Kalani. Ganz ruhig.«

Schwester Kirchhoffs Worte drangen zu ihr, als befände sich eine dicke Wand aus Watte zwischen ihnen beiden, gegen welche die Medizinerin anschreien musste, weil sie sonst jeden Laut verschluckte. Emma hörte sie – und der letzte Rest Individualität, der in der Pilotin steckte, klammerte sich an diesen Laut, wie ein Schiffbrüchiger auf hoher See an die rettende Planke. Sie musste bei

Kirchhoff bleiben, musste sich ihrer selbst bewusst bleiben, und einen Weg finden, die Reizüberflutung zu beenden, damit sie im Meer dieser fremden Erinnerungen nicht verloren ging.

Damit die Stimmen nicht recht behielten.

Emmas Augen öffneten sich ohne ihr Zutun, und irgendwo inmitten der zahllosen Bilder und Eindrücke, die sie sah und doch nicht sah, war auch das der Schwester, klar und deutlich. Kirchhoff beugte sich über die Pilotin, hantierte an irgendwelchen Gerätschaften, die außerhalb von Emmas Blickfeld lagen. Doch den weißen Kittel, den sie trug, sah Emma ganz deutlich.

Und auch das kleine Laserskalpell in dessen Brusttasche.

(SIE HALTEN DICH KLEIN UND GEBEN DIR MEDIZIN, DIE DICH NUR KRÄNKER MACHT! SIE WOLLEN, DASS DU WEHRLOS BIST!)

»Aufhören.« Emma biss die Zähne zusammen, bis es knirschte. Blut schwappte aus ihrem Mund auf die blassen, aufgesprungenen Lippen, lief in einem dünnen Rinnsal über ihr Kinn und auf das dünne graue Hemd.

(UND SIE GEWINNEN!)

Nein!

Sie durften nicht gewinnen. Niemand durfte über sie bestimmen, niemand für sie Entscheidungen treffen. Emma war stets ihr eigener Herr gewesen, und sie allein musste dafür sorgen, dass sie ihre Freiheit und Gesundheit wiederbekam. Sie musste einen Abfluss schaffen, einen Ausgang, durch den all die Fremdeindrücke wieder verschwinden konnten. Ohne einen zweiten Gedanken daran zu verschwenden, ließ die Pilotin ihren Arm vorschnellen, zog Schwester Kirchhoff das Laserskalpell aus der Kitteltasche – *und hielt es sich an die Schläfe!*

Dorthin, wo all die fremden Erinnerungen gefangen waren, die ihren Geist zu sprengen drohten!

Das Gerät summte leise, als Emma es einschaltete.

*

Sein Atem ging stoßweise, und dicke Schweißperlen tropften ihm über die Brauen in die Augen, verwirrten seinen Blick. Doch William Beaufort gab nicht auf. Weiter und immer weiter kletterte er an der schroffen Felswand hinauf, die vom Christophorer-Kloster fort und den St.-Garran-Krater hinauf führte. Keuchend griff William von

einem Gesteinsvorsprung zum nächsten, spürte die brüchig anmutende Oberfläche der Wand unter seinen Fingern und presste sich dicht an den Fels. Jeder Muskel seines Körpers schien zu vibrieren, gleichzeitig entsetzt und begeistert ob der körperlichen Anstrengung, der er mit einem Mal ausgesetzt wurde.

Das Haar klebte William auf der Stirn und die Rückseite der bequemen Kluft, die er vor seinem Aufbruch angezogen hatte, klebte auf seiner Haut. Die straff gezogenen Bänder, welche die Atemmaske, ohne die er in dieser Höhe kaum noch klettern konnte, am Platz hielten, schnitten in sein Fleisch. Und doch fühlte sich der 44-Jährige, der einst im irdischen North Carolina aufgewachsen war, so gut wie schon seit Tagen nicht mehr. Denn er pilgerte, war auf dem Weg. Einmal mehr.

Vermutlich kannte niemand auf ganz Sirius III den St.-Garran-Pfad besser als William Beaufort, ging er ihn doch mindestens einmal pro Jahr, seitdem er vor fünfzehn Jahren jenes Erlebnis gehabt hatte. Die Gebirgswand hoch, dann auf die andere Seite und schließlich bis nach Hillarytown, wie die Siedlung hieß, in welcher der Pfad endete.

Jeder Mönch des Klosters kannte die Geschichte dieses Pilgerweges, und doch setzten sich nur wenige regelmäßig seinen Strapazen aus. Es war nur wenigen im Kloster bekannt, aber die Entitäten, deren Vertreter der Klostergründer und Namensgeber Saint Garran einst auf diesem Pfad getroffen hatte, galten nicht mehr als Götter. Garran war noch überzeugt gewesen, es mit einem Schöpferwesen zu tun zu haben, als er seine Begegnung mit ihnen hatte. Doch die Christophorer hatten diese Theorie revidieren müssen.

»Aber Garran«, murmelte William und reckte sich, um den nächsten Felsvorsprung zu erreichen, »hatte auch … mitunter verquere Ansichten vom Wesen der Dinge.«

Auch dies war jedem bewusst, der in die Fußstapfen des Ordensvaters trat, doch sprach man nur selten darüber. Garrans gute Seiten hatten die fragwürdig-esoterischen, mit denen man ihn in manchen Gegenden der Solaren Welten noch immer gleichsetzte, stets überwogen.

»Was kann ein Lebewesen nur so weit bringen? Wie verzweifelt muss man dafür sein?«

Die Stimme war nur in seiner Erinnerung erklungen, und doch zuckte William zusammen, als habe er plötzlich Gesellschaft bekommen. Wie so oft, wenn er diesen Weg einschlug, wanderten seine Gedanken zu den Altsirianern, denen man das heutige,

zerklüftete Antlitz des Planeten zuschrieb. Und er erinnerte sich an ein Gespräch, das er erst vor kurzem mit Mauritio – ausgerechnet mit ihm – geführt hatte. Der junge Novize hatte ihn gefragt, ob er, der schon so lange auf Sirius III lebte, mehr über die Kultur der Altsirianer wisse. »Ich meine, mehr als in den Geschichtsdaten steht«, hatte Abbo erläutert. »Mehr, als uns die Ruinen und Bombenkrater verraten. Was war ihr Problem? Was führte zu diesem grausamen und gnadenlosen Vernichtungskrieg, wenn es denn einer war?«

»Verzweiflung«, hatte William geantwortet und den Klosterschüler, dessen telepathische Begabung der seinen geähnelt hatte, eindringlich angesehen. »Das und die Angst davor, sich selbst zu verlieren. Ich vermute, dass sie keinen Ausweg mehr gesehen haben. Vielleicht war der Tod für sie eine Erlösung.«

Ob Abbo verstand, was er meinte? Konnte dieser fröhlich-optimistische Novize überhaupt begreifen, was William nicht einmal in adäquate Worte zu kleiden imstande war? Dass es Dinge gab, die selbst das eigene Leben zur Qual werden ließen?

Abbos Worte deuteten an, dass dem nicht so war. »Aber eine völlige Selbstaufgabe kann doch kein Weg zur Besserung sein! Wer nachgibt, ändert nichts, Meister. Wie sähe unsere Gegenwart aus, wenn sich die Menschen des Jahres 2012 nicht gegen den der Erde drohenden Kometeneinschlag gewehrt hätten? Was wäre heute los, hätte Ito Todoshi seinerzeit aufgegeben? Oder Samuel Bergstrom? Ist es nicht die Pflicht eines jeden Lebewesens, zu versuchen sich selbst zu verwirklichen und gegen etwaige Hindernisse und Beschränkungen anzugehen? Nur so entfalten wir unser volles Potenzial, wenn überhaupt.«

»Wenn wir es können, Mauritio. Wenn wir es können.« Beaufort hatte geduldig genickt und den jungen Mann ausreden lassen. Doch hinter seiner Stirn hatte es gearbeitet, waren Gedanken und Eindrücke zusammengekommen. »Man sollte sich stets bewusst sein, dass es Situationen geben kann, an denen scheinbar nur noch ein Ausweg aus dem unerträglichen leid führt. Mag sein, dass die ursprünglichen Bewohner dieses Planeten in genau einer solchen Lage waren. Und dass der Tod für sie der letzte Strohhalm war.«

Weil sie die Wirklichkeit nicht mehr ertrugen, dachte William nun, während er weiter den Fels hinauf kletterte. *Weil der Schmerz und die Angst und der Verlust einfach zu schwer für sie geworden waren.*

*

Chrissie Kirchhoffs Stimme klang sanft und relaxt, doch ihr angespanntes Gesicht sprach der Situation Hohn. Emma durchschaute sie sofort.

Die Schwester stand etwa zwei Schrittlängen vor ihr im Krankenzimmer, die Hände in einer als wohl beruhigend gedachten Geste flach ausgestreckt, als wolle sie etwas Unsichtbares zu Boden drücken. Ihre Augen ruhten auf Emmas Gesicht, fixierten sie, ließen sie nicht mehr los. Und doch wagte sie es nicht, ihr auch nur einen Zentimeter näher zu kommen. »Ganz ruhig, Miss Kalani. Es wird alles gut. Geben Sie mir nur den Laser, ja?«

(LÜGE!)

Der Laser summte leise in Emmas Ohr, ein angenehmes, gleichmäßiges Geräusch, das Konstanz versprach. Sicherheit. Stille.

Emma spürte, wie ihre Unterlippe zitterte und Tränen über ihre Wangen liefen. *(LÜGE! LÜGE!)* Aber sie senkte die Hand, die das medizinische Instrument an ihre Schläfe hielt, um keinen Millimeter.

»Wir sind alle hier, um Ihnen zu helfen«, sagte Kirchhoff eindringlich. »Dafür sind Sie zu uns gekommen, richtig? Und wir *können* Ihnen auch helfen, Sie müssen uns nur die Gelegenheit dazu geben. Legen Sie das Laserskalpell weg, Emma. Tun Sie sich nicht unnötig weh.«

(LÜGELÜGELÜGE!!)

»Legen Sie es weg.«

Sie … sie wollte es ja. Emma *wollte* Kirchhoff Glauben schenken, wollte sich ihrem Rat fügen und sich in ihre Hände begeben – aber es ging einfach nicht. Inmitten der Flut von Bildern und Stimmen, die in ihrem Kopf aufbrandete, war sie kaum noch in der Lage, eigene Entscheidungen zu treffen. Irgendwo in ihrem Geist schrie sie gegen diese Flut an, doch kaum etwas von ihrem verzweifelten Protest drang noch bis zur Oberfläche durch.

Emma fühlte, wie sich ihre eigene Hand noch fester um das Operationswerkzeug schloss. Und dann wurde es heiß an ihrer Schläfe – heißer, als sie es je zuvor gespürt hatte.

Kirchhoff rief irgendwas, aber es war egal. Alles war egal geworden. Was zählte, war nur noch der Schmerz an der Seite ihres Kopfes. Und das baldige Ende, das er versprach.

Plötzlich öffnete sich die Tür des Zimmers und Dr. McAllister

stürmte hinein. Emma wandte den Kopf, kurzzeitig überrascht von dem Neuankömmling – und genau diesen Moment nutzte Kirchhoff aus. Mit einem gewagten Sprung hechtete die Medizinerin auf sie zu und riss sie von den Füßen. Emma verlor den Halt und kippte nach hinten über, mitgezerrt von der Wucht der Krankenschwester.

*

Theodore McAllister glaubte seinen Augen nicht. Starr vor Überraschung stand er im Türrahmen des Krankenzimmers und beobachtete das Schauspiel, das sich ihm bot. Er sah Kalani, den Laser fest umklammert, an deren Kopf sich eine kleine und sehr stark blutende Wunde gebildet hatte. Und er sah Chrissie, die plötzlich lossprintete, der Patientin das Gerät aus der Hand schlug und mit ihr zu Boden ging. All das dauerte Millisekunden, doch dem Chefarzt kamen sie wie eine Ewigkeit vor. Wie ein grauenvolles, endloses Standbild.

Chrissies Stimme riss ihn aus seiner Lähmung. »Schnell«, rief sie ihrem Vorgesetzten zu, der immer noch regungslos in der Tür stand. »Wir brauchen etwas, um die Blutung zu stoppen.«

Endlich kam Leben in seinen Geist. Theodore schüttelte den Kopf, fassungslos über sich selbst, dann rannte er zu Kirchhoff, kniete neben ihr nieder und begann damit, Emma Kalanis Wunde zu verbinden. »Was ist geschehen?«, fragte er, und es klang sachlicher, als er sich fühlte.

»Ich vermute einen Anfall von Paranoia«, berichtete Chrissie prompt. »Sie hat immer wieder von Bildern und Stimmen gemurmelt, die in ihrem Kopf seien. Wahrscheinlich war ihr selbst gar nicht bewusst, dass sie das alles laut sagte.«

McAllister runzelte die Stirn. »Paranoia? Aber ihre Krankenakte verzeichnet keinerlei Indizien, die für eine derartige Erkrankung …«

Er brach ab, blickte auf die ohnmächtig vor ihm liegende Pilotin des Star Corps, und begriff. »Das war das Medikament.«

Kirchhoff nickte. »Würde ich auch vermuten, Doktor. Wenn ich richtig informiert bin, handelt es sich um eine experimentelle Behandlungsmethode.«

»Und das Experiment ist fehl geschlagen«, ergänzte er knurrend. Selten zuvor hatte der 53-Jährige sich so frustriert gefühlt, wie in diesem Augenblick.

Es dauerte nur wenige Minuten, die Wunde der jungen Pilotin zu versorgen. Gemeinsam hievten sie Kalani wieder ins Bett und Theodore ordnete an, bis auf weiteres einen Wächter vor ihrem Zimmer zu postieren, der bei einer Wiederholung dieses Geschehens schnell eingreifen konnte. Zwar glaubte er nicht, dass sich eine weitere Situation dieser Art einstellen würde – immerhin hatte er Kremers Medikament sofort abgesetzt –, aber sicher war immer noch sicher. Es war knapp gewesen, zu knapp, und McAllister hatte nicht vor, seiner jungen Patientin eine weitere Chance zur Selbstzerstörung zu gewähren.

Äußerlich ging der Chefarzt des St.-Garran-Hospitals allen erforderlichen Maßnahmen besonnen und präzise nach, aber hinter seiner professionellen Fassade kochte er vor Zorn. Was hatte Kremer ihnen da nur geschickt? Ein Mittel, das kränker machte? Theodore hatte geglaubt, mit der Akte Kalani Geschichte schreiben zu können. Stattdessen schien er sich treudoof an einer Aktion zu beteiligen, die gegen alles sprach, wofür der hippokratische Eid stand.

Als er schließlich allein in seinem Büro vor der Kom-Konsole saß, wiederholte er diesen letzten Gedanken laut. Und er sah voller Genugtuung, wie Dr. Kremer auf dem Display vor ihm leicht zusammenzuckte.

»Ich versichere Ihnen, dass wir nur beste Absichten verfolgen«, sagte der Neuropsychologe der STERNENFAUST sichtlich getroffen und beunruhigt. »Das ist doch selbstverständlich, Doktor. Eine Reaktion, wie Sie sie mir schildern, haben weder Dr. Tregarde noch ich vorhergesehen. Sie war nach den ersten Testreihen in keiner Weise zu erwarten.«

McAllister kniff die Augen zusammen und massierte sich den Nasenrücken. »Die Behandlung mit dem modifizierten CC-4400 hatte offenbar genau den gegenteiligen Effekt«, sagte er und seufzte leise. »Anstatt Lieutenant Kalanis telepathische Gabe zu unterdrücken, hat sie sie gefördert. Eine Möglichkeit wäre, dass sich der Stoff ansammelt. Oder dass der Körper eine Resistenz entwickelt. Ich lasse gerade einen Scan anfertigen, der uns genauere Auskunft über den aktuellen Zustand des Gehirns der Patientin geben wird. Die Spiegelneuronen und …«

Es klopfte an der Tür des Büros und ein Pfleger betrat den Raum. Ohne ein weiteres Wort nahm McAllister die Akte entgegen, die der Mann ihm reichte, nickte dankbar und deutete ihm, wieder zu gehen.

»Und hier sind schon die Werte«, sagte der Chefarzt zu Kremer, als

sie wieder unter sich waren, öffnete die Akte und studierte die darin enthaltenen Untersuchungsergebnisse. Kremer schwieg geduldig, während der Kollege las. »Wie ich vermutet habe«, meldete sich McAllister schließlich wieder zu Wort. »Spiegelneuronen, Neurotransmitter … Alle Werte sind um ein Vielfaches gestiegen. Um ehrlich zu sein, habe ich etwas derartiges noch nie gesehen, nicht einmal in der Forschungsliteratur. Es grenzt schon an ein Wunder, dass Miss Kalani dieses Ereignis ohne Folgeschäden überstanden hat.«

»Ist dem so?«, fragte Kremer.

McAllister nickte. »Ich bin selbst überrascht. Zumindest das Sprachzentrum ihres Gehirnes sollte eigentlich irreparabel beeinträchtigt sein, aber unsere Untersuchungen zeigen das Gegenteil. Verlangen Sie bloß keine Erklärung von mir, ich stehe vor einem medizinischen Rätsel.«

Kremer atmete hörbar aus. »In Ordnung, Doktor. Wie es scheint, hatte sie großes Glück. Und wir ebenso. Ich möchte Sie bitten, mir die Untersuchungsergebnisse zukommen zu lassen, damit wir sie hier auf der STERNENFAUST auswerten können. Ich vermute, dass wir die von Ihnen beschriebenen Symptome durch eine Veränderung in der Dosierung der Medikamente unterbinden und die von uns gewünschte Behandlung fortsetzen können. Aber bevor ich Ihnen entsprechende Anweisungen geben kann, möchte ich hier einige Tests durchführen.«

»Verstanden, Dr. Kremer«, sagte Theodore. Mit nichts anderem hatte er gerechnet. »Damit ist unser Gespräch für den Moment wohl beendet. Ich erwarte Ihre Rückmeldung, sobald die Auswertungen Ihrer Tests vorliegen.«

Der Mediziner wollte die Verbindung gerade unterbrechen, als Kremer sich wieder zu Wort meldete. »Moment, eins noch, Herr Kollege. Grüßen Sie Lieutenant Kalani bitte von mir.«

»Sind Sie sicher, dass Sie das wirklich wollen?«, erwiderte McAllister und schenkte dem Neuropsychologen der STERNENFAUST einen Blick, der mehr sagte als tausend Worte.

*

William Beaufort verstand, warum die Entitäten seinen Mitbrüdern einst wie Götter vorgekommen waren: Sie konnten nahezu alles. Ihr Geist war in der Lage, Materie nach ihrem Willen zu formen. Ihr

Verstand begriff Zustände und Gegebenheiten, die das menschliche Denken um ein Vieltausendfaches überforderten. Und ihre Weisheit war schier grenzenlos. Letzteres war für William Grund genug, sich abermals auf die Suche nach einem Vertreter dieser mysteriösen Spezies zu machen.

Er suchte Antworten, und wer wäre besser geeignet, ihm einen Weg aus seinen Fragen zu weisen, als ein Wesen, welches das gesamte Universum verstand?

Schweiß tropfte von seiner Stirn, als William sich mit geübtem Schwung auf einen Felsvorsprung zog und dort Halt machte. Sein Atem ging rasselnd und helle Punkte tanzten vor seinen Augen – sichere Anzeichen der Überanstrengung. Und ein konstanter Beweis für die dünne Atmosphäre, die in dieser Höhe herrschte. Kein Wunder, dass so viele Siedler von Sirius III diese Gegend mieden. Sie war menschlichem Leben nicht gerade zuträglich.

William lehnte sich mit dem Rücken an den schroffen Fels und ließ sich langsam in die Hocke gleiten. Dann nahm er ganz auf dem steinernen Untergrund Platz. Das kleine Plateau, auf dem er sich befand, war vielleicht drei Quadratmeter groß. Wenige Zentimeter vor seinen Füßen begann der Abgrund, und doch war William ganz ruhig. Er wusste, dass er eine kleine Rast brauchte, wenn er weiterklettern wollte. Und er würde sie sich gönnen. Sicher war sicher.

Außerdem kannte er sich in dieser Gegend aus. Nicht umsonst hatte er den Pilgerpfad all die Jahre benutzt. Wie damals, suchte er auch heute nach dem Rat der Entitäten. Und wie damals, hoffte er auch heute darauf, einer zu begegnen und sein Anliegen vorbringen zu können. Daniel Leslies Ratschläge in allen Ehren, doch bei dieser Sache brauchte William mehr als nur gut gemeinte Worte und ein aufmunterndes Schulterklopfen. Er brauchte Antworten. Er musste wissen, wie er sich verhalten sollte.

Wie ich aus meinem Schneckenhaus rauskommen kann, ohne mich selbst zu verlieren, dachte er und gähnte herzhaft, während der kühle Höhenwind den Schweiß auf seinem Gesicht trocknete. *Wie ich mich meinen Ängsten und Erinnerungen stellen kann, ohne daran Schaden zu nehmen. Ich muss lernen, den Nutzen in dem zu erkennen, was mir damals widerfahren ist.*

»Aber wie kann ich das, wenn mir schon der Sinn des Geschehenen verborgen bleibt?«, fragte er den Wind und strich sich mit der Hand das schweißverklebte hellbraune Haar aus dem Gesicht Sinn … Für

einen Gläubigen wie ihn, war dieses Wort von großer Schwere, erst recht für einen Christophorer. William hatte das Universum bereist, um Zusammenhänge zu begreifen, Wissen zu sammeln und zu verstehen. Doch stattdessen war er mit einem Loch in seinem Geist zurückgekehrt. Mit einer Erinnerung, die er nicht begreifen, nicht verwinden konnte. Und die ihn seit nunmehr fünfzehn Jahren mit einer im wahrsten Wortsinne grauenvollen Anarchie konfrontierte, die dem Mönch noch immer durch Mark und Bein ging. Das Universum war ein kalter, sinnloser Ort. Das war es, was William in jenen endlosen Momenten im X-Raum erfahren hatte – Momente, an die sich niemand sonst aus der Besatzung erinnerte. Alle Crewmitglieder waren damals von der Wucht des Transfers überwältigt worden und hatten, so sie den Übergang in den X-Raum überhaupt überlebten, schnell das Bewusstsein verloren. Alle, außer William.

Der Meister des Christophorer-Ordens saß auf seinem Felsvorsprung und blickte ins Tal, hinab in den St.-Garran-Krater, in dem er sich so lange versteckt gehalten hatte. Vor der Welt, den Erinnerungen und vor sich selbst. *Vielleicht hatte Leslie tatsächlich recht,* dachte er, und ein weiteres Gähnen machte seine Erschöpfung überdeutlich. *Vielleicht werden manche Schneckenhäuser irgendwann zu eng.*

Noch während ihm die Augen zufielen, wusste Beaufort, dass er träumen würde. Und er wusste auch, wovon.



Im Himmel über dem Mond glühten Feuer. Lichter aus Tod und Verderben, Ende und Anfang zugleich. William sah sie, und trotz seiner jungen Jahre erkannte er genau, worum es sich bei ihnen handelte. Jedes Licht stand für ein zerstörtes Schiff, einen zerstörten Jäger. Und irgendwo in diesem Lichtermeer war das Schiff seines Vaters, schoss Raumpilot Beaufort zwischen den Wracks, den Explosionen und Salven umher und versuchte, den feindlichen Msssarrr Widerstand zu leisten. William hoffte, dass er es schaffte. Um seinetwillen. Sollten die Spinnenwesen doch haben, was immer sie für sich beanspruchten. Es interessierte William nicht. Dem Jungen ging es nur um seinen Vater.

Nein. Nein, das ist falsch!

Der Duft von Rana Quaids Haar, das wie eine hellbraune Korona

um ihren Kopf herum lag und ihr in geschwungenen Strähnen über die blanken Schultern fiel, brachte ihn bald um den Verstand. »Rana, ich …«, begann William, doch die wunderschöne Frau legte ihm sanft einen Finger auf die Lippen. »Sch«, machte sie leise und lächelte verspielt. »Später.« Dann schlang die sonst so fröhliche Systemanalytikerin die Arme um seinen Hals und zog den Christophorer zu sich herunter, bis seine Augen nur noch Zentimeter von ihren entfernt waren.

»Wir dürfen das nicht. Nicht hier an Bord des Schiffes. Das Corps hat strikte Regeln gegen derartige Dinge.«

»Derartige Dinge, so so.« Rana rollte mit den Augen – eine theatralische, bewusst übertriebene Geste –, während die Finger ihrer Hand über seinen Rücken strichen und das Licht der Kerzen flackernde Schemen auf ihre Wangen zauberte. Sie kicherte. »So nennt ihr Klosterbrüder das also. Für derart verklemmt hätte ich Euch gar nicht gehalten, werter Herr Mönch.«

Nein. Auch falsch. Das ist vergangen. Rana … Es ist Jahre her, seit ich sie zuletzt gesehen habe.

Und die nächste Szene verschwand.

»Wenn euch das falsch erscheint, dann kommen Sie doch hierher, Meister.« Eine andere vertraute Stimme, oh so furchtbar vertraut. Lockend und mahnend zugleich drang sie aus der Schwärze, in die es den Träumenden nun verschlagen hatte. »Sie haben schon recht: Wem nützt es, wenn Sie sich in Erinnerungen vergraben? Wir wissen doch beide, wo Sie eigentlich hin wollen, oder nicht?«

Zur STERNENFAUST II. Zu den Sekunden aus Ewigkeit.

Alles, nur das nicht!

Williams Geist wehrte sich nach Kräften, konnte den Verlauf des Traumes aber nicht beeinflussen. Und auf einmal waren die Bilder wieder da. Das schmelzende Schiff, der kalte, unwirtliche Weltraum – und die Schmerzen.

Unbeschreibliches Hämmern hinter seiner Stirn, dröhnend und laut. Zusammenhanglose Gedankenfetzen, die auf ihn einprasselten. William sah an sich hinab und beobachtete voller Entsetzen, wie sich seine Finger ausdehnten, labbrig und weich wurden, grenzenlos wie sein Geist. Sie schmolzen, wie das Schiff in dieser Erinnerung vor seinen Augen schmolz. Alles dehnte sich aus, wurde verzerrt und seiner Dimensionen beraubt. Naturgesetze verloren ihren Sinn, Winkel bogen sich jenseits aller Vorstellungskraft, die Welt war aus den Fugen.

William konnte sich in dieser Erinnerung nicht rühren, konnte nichts tun, nichts ändern. Er konnte nur da sein, beobachten, spüren.

Und das für alle, für jeden einzelnen von ihnen!

Sein Geist war ein Empfangsgerät und fing Gedanken ein, Bewusstseine, die nicht seine eigenen waren. Alles, was geschah, sah er mit Hunderten von Augen. Jeder Schrecken, der sich ihm bot, wurde in seinem Verstand hundertfach potenziert, denn er sah nicht nur seine eigene Umgebung, empfand nicht nur sein eigenes Grauen. Sondern auch das, was alle anderen an Bord empfanden – gleichzeitig. Und nichts, was William in all den Jahren als Mönch, Raumfahrer und Mensch gelernt hatte, konnte ihm jetzt noch helfen. Nichts hatte ihn auf diese Flut des Grauens vorbereitet.

Aufhören!, schoss es durch seinen Kopf. *Gnade!* Ein verzweifelter Schrei aus unzähligen Kehlen. William hörte sie kreischen, wimmern. Er spürte, wie sie sich in die tiefsten Winkel ihres Verstandes flüchteten, unfähig das Erlebte zu verarbeiten. Und er fühlte, wie sie dort erloschen, wie ein Lebenswille nach dem anderen verging und ein Widerstand nach dem anderen brach. Geist für Geist gaben sie auf, konnten nicht anders. Die Erfahrung war zu groß, zu irreal für ihren Horizont. Sie starben, zumindest in Gedanken, und gaben sich dem Vergessen und der Dunkelheit hin.

William wünschte, er könnte es ihnen gleichtun. Oh, wie sehr er sich das wünschte!

»Aber Sie konnten es nicht, nicht wahr? Sie waren damals gezwungen, es zu erleben, Meister. Den Wahnsinn, den Blick hinter die Grenzen der Rationalität. Für sie alle, an ihrer statt.«

»Ja.« William – eine zweite, über den Dingen stehende Version seiner Selbst, die das Geschehen mit der sicheren Distanz des Träumenden beobachtete – seufzte. Er war müde, unendlich müde. »Ja, das musste ich.« Worte, in denen die geballte Resignation aus anderthalb Jahrzehnten lag.

»Potenziertes Entsetzen, gefangen in ein und demselben Geist. Hilflosigkeit im Angesicht des Chaos, hundertfach empfunden. Oh, Sie haben gelitten, Meister. Ich wünschte, ich wäre dabei gewesen, um von Ihnen zu lernen, was wahres Leid bedeutet. Vielleicht hätte mir diese Erfahrung mein Sterben erleichtert.«

»Bist du gekommen, um mich zu verspotten?«, fragte der Über-William bitter. »Oder suchst du Rache für etwas, an dem mich keine Schuld trifft? Wie dem auch sei, es ist egal. Es betrifft mich nicht mehr. Denn wärst du wirklich der Mauritio Abbo, der zu sein du

vorgibst, würden wir dieses Gespräch nicht führen!«

Es kicherte im Dunkel jenseits der Erinnerungen. »Ts, ts, Meister Beaufort«, erklang die Stimme erneut. »Muss ich Sie etwa tadeln? Ich habe Ihnen doch schon einmal gesagt, warum ich gekommen bin.

Um Sie zu holen!«



Als William erwachte, abermals schreiend und keuchend vor Angst, fand er sich auf dem Felsvorsprung wieder, den Abgrund vor Augen und die Kraterwand im Rücken. Er zitterte, richtete sich aber alsbald wieder auf, um das klamme Gefühl aus seinen Knochen zu vertreiben.

So intensiv, so fordernd waren die Träume noch nie gewesen. Und ein irrationales Gefühl sagte ihm, dass dies ein gutes Zeichen war.

William hatte den St.-Garran-Pfad schon so oft beschritten, ohne Antworten auf seine Fragen zu finden.

Aber mit einem Mal spürte er, dass es diesmal anders verlaufen würde.



Wenige Stunden später hatte der Christophorer den St.-Garran-Krater hinter sich gelassen und marschierte über das Plateau, das die Kraterränder bildeten, hinweg in Richtung seines Ziels, der Siedlung Hillarytown. Hier oben, nahezu dreißigtausend Meter über dem Wasserspiegel des heimischen Kratersees, brauchte er seine Atemmaske mehr denn je. Zwar war William durchaus sportlich und geübt, doch auch für ihn war körperliche Anstrengung in dieser dünnen Atmosphäre unmöglich.

Zufrieden blickte er auf die Digitalanzeige an seinem Gürtel, die ihn über den verbleibenden Sauerstoffvorrat informierte: genug für noch rund 24 Stunden. Bis dahin sollte er in jedem Fall wieder eine Region erreicht haben, in der er keine Maske benötigte.

Eine unendlich scheinende Einsamkeit herrschte hier oben auf dem Rand vor, ein wahrhaft majestätisches Gefühl. Wohin er auch blickte, sah er Schluchten und Täler, Abgründe ins Dunkel, das vernarbte Gesicht eines geschundenen Himmelskörpers. Das Licht des Doppelsterns Alpha Canoris Major fiel auf den Weg vor William und

erhellte den rauen und unebenen Untergrund. Der Mönch kam sich vor, als spaziere er auf einem Vulkan, so zerklüftet und schroff bot sich das Land in dieser Höhe dar. Große und kleine Krateröffnungen säumten den schmalen Pfad, auf dem er vorwärts schritt, und ein Geröll aus Steinen bedeckte den Untergrund. Sorgsam einen Fuß vor den anderen setzend, marschierte William weiter, während erfrischender Sauerstoff in seine Maske strömte und ihm das Gehen erleichterte.

Der Schmerz kam etwa eine halbe Stunde, nachdem er den St-Garran-Krater verlassen hatte!

Ohne Vorwarnung war er plötzlich da, schlich sich in seinen Geist wie ein Raubtier an sein ahnungsloses Opfer. Bohrende Stiche in Stirn und Nacken, seine Kopfhaut fühlte sich mit einem Mal an, als stünde sie in Flammen. William stöhnte vor Anstrengung und versuchte seine Panik zu unterdrücken. Ihm war, als wolle sein Schädel zerplatzen.

Übelkeit stieg in ihm auf, und Schwindel vernebelte seine Sicht. Sirius III drehte sich vor seinen Augen wie ein wahnsinniger Walzertänzer, und Williams Magen revoltierte im Takt dazu. Nicht mehr lange, und er würde sich entleeren. Schon jetzt schmeckte William die Galle auf seiner Zunge.

Stehen bleiben, dachte er gequält. *Ganz langsam jetzt. Nur nicht die Orientierung verlieren.*

Mit zitternden Fingern nestelte der Mönch an den Riemen, die seine Atemmaske hielten. Er musste die Maske entfernen, wenn er sich nicht in sie übergeben wollte, doch es gelang ihm nicht. William bückte sich vor, um in die Knie zu gehen – da durchzuckte ein weiterer, stechender Schmerzschub seinen Kopf. Abermals drehte sich die Welt vor seinen Augen, und diesmal verlor William das Gleichgewicht. Seine Beine gaben nach.

Der Christophorer streckte die Arme aus, um seinen Sturz abzufedern, doch dort, wo er harten Untergrund vermutete, war – nichts! William fiel, aber nicht auf den Pfad, nicht auf den steinigen Boden.

Stattdessen stürzte er kopfüber in einen der vielen Krater, die den Weg säumten!

Hart prallte er gegen die steinerne Wand des Kegels, und der Schmerz trieb ihm die Tränen in die Augen. Wieder und wieder drehte er sich um die eigene Achse, kullerte völlig halt- und orientierungslos in die Tiefe, während der raue Fels seine Kleidung

aufriss und rote Striemen auf seiner Haut hinterließ. Auch sein Atemgerät nahm Schaden, doch William bemerkte es kaum. Eine Lawine aus Geröll bahnte sich ihren Weg ins Dunkel des Kraters, und der Christophorer-Meister war ein unfreiwilliger Teil von ihr. Verzweifelt krallte er sich an jeden Stein, jeden Vorsprung, den er ertasten konnte, doch nichts genügte, um seinen Abgang aufzuhalten. Erst ein dicker Felsbrocken, gegen den er mit der Stirn voran aufstieß, beendete seinen Rutsch, hinterließ auf seinem Kopf aber eine stark blutende Wunde.

Als der Mönch den Boden des Kraters erreichte, war er schon nicht mehr bei Bewusstsein.



Vor langer Zeit und in einem Land, das weit entfernt von deinem liegt, da lebte einmal ein Kridan. Vielleicht kennst du diese seltsame Rasse schon aus Holo-Aufnahmen oder Nachrichten-Übertragungen. Vielleicht hast du auch selbst schon mal einem echten Kridan gegenübergestanden und gesehen, wie komisch sie aussehen. Riesige Vögel sind sie, mit einem Schnabel im gefiederten Gesicht, Krallen an den Händen und mit Beinen, die auf absurde Weise nach hinten gebogen zu sein scheinen. Kridan halten sich für stark und mächtig, sind aber nicht einmal in der Lage, auf einem ganz gewöhnlichen Stuhl zu sitzen.

Kannst du dir das vorstellen? Selbst der mächtigste Vertreter ihrer Rasse, der so genannte Raisa, ist zu einer Handlung nicht fähig, die du schon als ganz kleines Kind gelernt hast und die du im Schlaf beherrschst!

Der Kridan, von dem ich dir heute erzählen möchte, hieß Kal-El und lebte mit seinen Eltern in einem großen Baum im Wald Krüptonna. Er war fünf Jahre alt, also vermutlich ein wenig jünger als du, und hatte gerade die Mauser hinter sich, als etwas geschah, das Kal-Els Leben nachhaltig beeinflussen sollte.

»Sohn«, sprach sein Vater eines Tages, und die Blätter des Baumes raschelten beim Klang seiner festen und krächzenden Vogelstimme. »Es ist an der Zeit, dass du lernst, wie man fliegt.«

Kal-Els Herz machte einen Satz, als er dies hörte – aber nicht vor Freude. Lange schon hatte er diese Lektion vor sich her geschoben und sich vor ihr gedrückt, so gut es ging. Seine Freunde, die in den Nestern auf den anderen Bäumen wohnten, hatten meist schon erste Erkundungsflüge von mehreren Minuten gemacht. Kara-Zorel von nebenan hatte es sogar bereits

ganz allein bis zum Waldrand und zurück geschafft, zumindest behauptete sie das. Einzig er, einzig unser kleiner Kal-El, fürchtete sich vor der Erfahrung. Wann immer er zu Boden blickte, sah er nur einen tiefen Abgrund. Ihm fehlten die Sicherheit und der Glaube, tatsächlich fliegen zu können.

Und er tat gut daran, an dieser Fähigkeit zu zweifeln. Denn, weißt du, Kal-El war kein normales Vogelwesen. Seinen kleinen Flügeln fehlte die Kraft, sich aufwinde zu legen und durch die Lüfte zu tragen. Er wusste nicht, wie man die Flügel gleichmäßig bewegte und dafür sorgte, dass man im Flug nicht einfach abstürzte. Die Macht, die alle Objekte zum Erdboden zieht, heißt Schwerkraft, und ihr vertraute Kal-El weit mehr als seinem eigenen Talent.

Doch sein Vater ließ nicht locker. »Zu oft schon haben wir dies aufgeschoben. Es kann nicht angehen, dass mein eigener Sohn die einfachste Tätigkeit von allen nicht beherrscht! Morgen beginnen wir mit deiner Ausbildung, Kal-El, und diesmal will ich keinen Protest mehr hören. Ich habe gesprochen und nichts, was du dagegen sagst, wird meinen Entschluss ändern.«

Oh, Kal-El grämte sich sehr. Er schluchzte in seinen Schnabel hinein und rupfte sich vor lauter Sorge ein paar Federn aus. Da kam Kara-Zorel des Weges, hüpfte auf den Ast, auf welchem Kal-El einsam und in trübe Gedanken versunken gesessen hatte, und stupste ihn vorsichtig an. »Warum weinst du denn?«, fragte die Freundin verwundert, und als Kal-El ihr schilderte, worum er sich sorgte, öffnete Kara-Zorel den Schnabel und ließ ein Lachen hören, das die Eicheln von den Ästen schüttelte und zu Boden rieseln ließ. Danach sah sie ihn ungläubig an. »Davor hast du Angst? Das ist doch Kükenkram, jeder kann das.«

»Ja, aber ich nicht«, protestierte Kal-El. »Glaube mir, ich kann das nicht. Schon wenn ich nur nach unten schaue, wird mir ganz klamm im Gefieder.«

»Ach was, das ist doch nur Schnabelgeklapper! Lass mich gerade in meinem Nest Bescheid sagen, dann komme ich zurück und wir üben ein wenig. Du wirst schon sehen, wie schnell du das lernst. Bald schon wird es dir vorkommen, als hättest du nie etwas anderes gemacht als zu fliegen.«

Kal-El mochte Kara-Zorel sehr und vertraute ihr, dennoch konnte er seine Sorge nicht ganz abschütteln. Der Gedanke, in der Luft zu schweben, mit nichts als dem Wind unter seinen Krallenfüßen, erschien ihm unwirklich und gefährlich. Mit einem Mal wünschte er sich weit, weit weg.

Kurze Zeit später kehrte Kara-Zorel auf seinen Ast zurück. Sie hatte eine dunkle Feder im Schnabel, die aussah, als sei sie schon sehr alt. Vorsichtig

legte sie die Feder auf dem Ast ab und setzte ihren Krallenfuß darauf, damit der Wind sie nicht davon wehte. »Das ist eine Zauberfeder«, erklärte sie dem staunenden kleinen Kridan daraufhin. »Mit ihr habe ich auch das Fliegen gelernt. Nimm sie einfach in den Schnabel und denke ganz fest an sie, dann kann dir gar nichts passieren.«

Kal-El schluckte. Er zitterte vor Aufregung, beugte sich vor und hob die Feder mit seinem Schnabel hoch. »Umd hezz die Hühel aubreihen?«, fragte er dann.

»Ganz genau«, antwortete die Freundin lachend. »Breite einfach die Flügel aus und bewege sie gleichmäßig auf und ab. Dann kommt der Rest von ganz allein. Und vergiss nicht: Mit der Zauberfeder kann dir gar nichts passieren.«

Auszug aus dem Buch »Flieg, Kridan, Flieg – Sagen aus Matlanor« Hrsg. von Dr. Henry Huffman. Writer Publishing, New York. Erstmals erschienen im Jahr 2235.



Es war so still wie in einem Grab, und genauso dunkel. William Beaufort träumte, und in seinem Traum hielt er den Atem an, reglos vor Schreck. Er war wieder hier, wieder zu dem Ort zurückgekehrt, an dem es begonnen hatte. Oder an dem es endete, je nachdem.

Körperlos schwebte er durchs All. Die Schwärze vor seinen Augen war so dicht, dass er sie mit Händen hätte greifen können, schwer und undurchdringlich. Nichts anderes war da, nur diese alles umfassende Dunkelheit – und in ihrem Kern ein Objekt, das nicht hierher zu passen schien, ein Fremdkörper in der Düsternis.

Ein Raumschiff.

Die STERNENFAUST II, Sondereinsatzkreuzer des Star Corps und einstmals sein Zuhause. William erkannte sie sofort. Wie hätte er sie auch vergessen können? Ganz allein schwebte sie in einer unwirklich scheinenden, allumfassenden und endlosen Nacht, als wäre sie in diesem Nicht-Raum, in den sie geraten war, gefangen.

Rana, Dana Frost, Tregarde … Sie alle waren dort drin, gefangen in der Konservenbüchse. Und sie litten! Einer nach dem anderen fiel dem Wahnsinn zum Opfer, welcher sie alle ergriffen hatte. Nach und nach gaben alle Crewmitglieder auf, weigerten sich ihre Gehirne, das Gesehene anzuerkennen und zu verarbeiten. Mentale Sicherungen brannten durch und jedes Bewusstsein suchte und fand Zuflucht im

Vergessen, in der Ohnmacht. Jedes außer einem.

»Was ist es nur, dass Sie immer wieder herzieht, Meister?«

Die Stimme des Unbekannten, der vorgab Mauritio zu sein, klang so, als sei er aufrichtig interessiert. Williams körperloser Geist seufzte, öffnete einen nicht vorhandenen Mund und antwortete: »Das verstehst du nicht.«

Ein verächtliches Schnauben erklang aus der Schwärze. »Wenn Sie sich da mal nicht irren. Gestatten Sie, dass ich rate?« Als William eine Antwort schuldig blieb, redete die Stimme weiter. »Sie träumen von diesem Ort und Zeitpunkt, weil Sie ihn nie verstanden haben. Und das ist für einen Mann wie Sie eine Qual. Sie träumen von ihm, weil der Schrecken, den Sie dort erlebt haben, Sie lähmt und daran hindert, diesen Augenblick hinter sich zu lassen. Und Sie träumen von ihm, weil aktuelle Ereignisse Sie dazu zwingen, Ihre Haltung zu überdenken und sich den Dingen zu stellen, die Sie seit Jahren unter den Teppich des Vergessens zu kehren versuchen. Sie, William Beaufort, sind feige, wenn Sie mir diese Feststellung erlauben. Und die Zeit für Feigheit ist vorbei. Die Gegenwart verlangt nach Männern der Tat.«

Schweigen folgte diesen Worten. Schließlich hakte die Stimme noch einmal nach. »Kommt das ungefähr hin?«, fragte sie, und es fiel William nicht schwer, sich dazu ein hämisch grinsendes Gesicht vorzustellen.

»Ungefähr«, antwortete der Mönch leise, die Augen nach wie vor auf das Schiff in der Ferne gerichtet, den einzigen Fixpunkt in der endlosen Dunkelheit, die ihn umgab. »Aber das alles ist leicht gesagt.«

»Und nicht leicht getan?« Der falsche Mauritio lachte. »Ach, Meister, kommen Sie mir nicht mit der Mitleidstour. Wenn Sie Rücksichtnahme erwarten, haben Sie sich den falschen Gesprächspartner ausgesucht. Oder haben Sie etwa schon wieder vergessen, warum ich überhaupt hier bin?«

»Weil du mich …«, begann William, brach aber sofort wieder ab. Es schnürte ihm die Kehle zu, allein darüber nachzudenken. Das … das war doch völlig absurd! *Es ist nur ein Traum*, dachte er. *Ich fürchte mich vor einer Ausgeburt meiner eigenen Fantasie, wie albern! Rana würde mich auslachen, wenn sie mich so sehen könnte.* Doch auch diese Überzeugung änderte nichts an seiner Angst.

»Ja?«, fragte die Stimme süffisant. »Sprechen Sie ruhig weiter.«

»Wer bist du?«, entgegnete William halb zornig, halb im Zweifel.

»Warum bist du immer hier? Was soll das bringen? Bist du der Wahnsinn, ist es das? Werde ich jetzt wahnsinnig? Bist du ein Teil von mir, der hier geblieben ist, in diesem Moment?«

»Ich bin der Geist von Mauritio …«

»Papperlapapp«, sagte der Christophorer aufgebracht. »Ein Dreck bist du, und mit Mauritio Abbo hast du nicht das Geringste gemeinsam. Du bist ein Schuldgefühl, eine unangenehme Erinnerung, die an mir nagt und die ich unterbewusst bis zu diesem Augenblick in meinem Leben zurückverfolge, fünfzehn Jahre in die Vergangenheit. Ich durchschaue dich, denn du bist nichts weiter als ein Teil von mir. Du kannst mir nichts anhaben! Dies ist nur ein Traum, und du bestehst aus nichts anderem als aus Worten.«

Abermals war es still in der Schwärze, Sekunden verstrichen. Dann erklang die Stimme wieder. »Ach ja?«, fragte sie herausfordernd. »Na, wenn Sie sich da so sicher sind, Meister William, können Sie mir doch bestimmt eine Sache erklären.«

»Und welche soll das sein?«, fragte William ungehalten.

»Wenn ich nur Worte und Gedanken bin, warum, sagen Sie mir, kann ich dann *das*?« Die Stimme war kaum verklungen, da spürte William – trotz seiner Körperlosigkeit –, wie sich etwas an sein Fußgelenk klammerte. Erschrocken keuchte er auf. Es war absurd und nicht mit logischen Maßstäben zu beurteilen, aber in diesem einen Augenblick wusste er, dass er im Traum plötzlich einen Fuß hatte, und dass sich etwas *(JEMAND)* daran festhielt. Etwas, das ihn nicht gehen lassen wollte. Das Gefühl war gleichzeitig heiß und kalt. Ein Zerren und Reißen setzte ein, als habe man Williams Fuß in eine Schraubzwinge gesteckt. Es brannte höllisch! Nach und nach wurde der Mönch nach hinten gezogen, sofern es in dieser Schwärze so etwas wie hinten gab, und nichts, was er tat, konnte daran etwas ändern.

Denn wie kämpfte man ohne Körper? Wie kämpfte man gegen einen Gegner, den man nicht sah? Den es noch nicht einmal gab?

William öffnete den Mund, den er nicht hatte, und schrie.

*

Als er dieses Mal erwachte, war er schweißgebadet und von oben bis unten mit Dreck und Staub bedeckt. Blut schimmerte auf seiner Stirn, halb angetrocknet und verkrustet. Vorsichtig, als wolle er die

Stabilität seiner geschundenen Knochen erst austesten, bewegte William den Kopf, um sich das Ausmaß der Verletzungen anzusehen, und blickte an sich hinab. Die leichte Kleidung, die er für seine Wanderung angezogen hatte, starrte vor Schmutz und war an mehreren Stellen zerfetzt, unter den Rissen zeigten sich blutige Stellen, die ein dumpfes Gefühl des Schmerzes abstrahlten. Alles tat ihm weh, vom lädierten Schädel angefangen, den ganzen Körper hinunter bis zu den Beinen. Alles war wund, zumindest fühlte es sich so an.

Dann sah er seinen Fuß.

Es war der rechte, jener, den der Traum-Mauritio in Williams Ohnmachtsfantasie ergriffen und nahezu zerquetscht hatte. Nur, dass dies hier keine Ohnmacht mehr war. Sondern bittere, erschreckende Realität.

Für ein paar Sekunden glaubte William seinen Augen nicht. Ihm war, als wolle sein Verstand ihm einen weiteren Streich spielen. Als hätten die Albträume, unter denen er litt, nun auch einen Weg in seinen Wachzustand gefunden und lauerten ihm dort auf. Denn der Fuß sah aus, als hätte jemand ihn mutwillig gebrochen.

Vom Knöchel ausgehend stand er in einem unnatürlich wirkenden Winkel ab, sonderbar verdreht und fast so, als sei er nicht länger Teil des Körpers, zu dem er doch eigentlich gehörte. Und nun, da sich William des Fußes bewusst geworden war, spürte er plötzlich auch den Schmerz. Stechende Schübe aus Hitze und einem unangenehmen Kribbeln, die vom Knöchel ausgehend seinen gesamten Unterschenkel hinauf krochen. Der Fuß selbst fühlte sich eingezwängt und derart angeschwollen an, als wolle er den stabilen und eng anliegenden Kletterschuh, in dem er steckte, von innen heraus auseinanderreißen.

Großer Gott, wie lange bin ich weg gewesen?, dachte William und schluckte einen Fluch hinunter. Vorsichtig die Arme bewegend, tastete er nach seinem Gesicht, wo die Atemmaske noch immer sicher auf Mund und Nase saß, und von dort zum Sauerstoffbehälter, um dessen Anzeige zu prüfen. 24 bequeme Stunden waren es gewesen, als er zuletzt nachgesehen hatte, damals mehr als genug für die Reststrecke nach Hillarytown, aber nun …?

Mit zitternden, nahezu tauben Fingern wischte er den Sand und den Staub vom Display, dann stockte ihm abermals der Atem. Sechs Stunden verblieben ihm noch. Sechs Stunden, danach war sein Sauerstoff aufgebraucht.

Ich muss hier weg. Schnell.

Aber würde das gehen? Konnte er den Fuß und den Rest seines geschundenen Körpers überhaupt noch derart stark belasten? Der Christophorer blickte sich um und besah sich die schroffen und steilen Wände des kleinen Kraters unterhalb der Gipfelgrate, in den er gefallen war. Sie ragten etwa neun Meter in die Höhe und boten, so glaubte er im diffusen Licht zu erkennen, nur wenige Gelegenheiten für einen Kletterer. Erst recht für einen mit einem gebrochenen Fuß.

Mühsam und mit zusammengebissenen Zähnen richtete sich William auf, wobei er mehrfach vor Pein zusammenzuckte und sich tunlichst bemühte, das rechte Bein nicht über Gebühr zu strapazieren. Dann begann er den Aufstieg.

Für etwa fünf Minuten.

William war kaum einen Meter hoch gekommen, als seine Finger den Halt verloren und ein Feuer der Agonie durch sein rechtes Bein schoss. Für einen Moment sah er Sterne vor Augen, ging jeglicher Orientierung verlustig und rutschte die Strecke, die er schon hinter sich gebracht hatte, wieder zurück.

Keuchend und frustriert blieb William am Kraterboden liegen, bis die Übelkeit nachgelassen hatte und sein Atem wieder halbwegs normal ging, dann versuchte er es erneut. Und ein drittes, ein viertes Mal. Immer wieder gelang es ihm nicht, auch nur bis zur Hälfte der Kraterwand vorzustoßen. Und immer wieder belohnte ihn Sirius III mit einem schmerzhaften Absturz für seine Bemühungen.

Es hat keinen Zweck, dachte er und massierte sich den wild pochenden Knöchel mit den Fingerspitzen. *Ich komme hier allein nicht mehr raus.* Doch als er nach dem schlichten Funksender an seinem Gürtel griff, um Hilfe zu rufen, stellte er fest, dass das kleine Gerät, welches er zur Sicherheit meistens auf diesen Pilgergängen bei sich trug, hoffnungslos zerstört war. Es sah aus, als hätte ein Riese es in seine gewaltigen Hände bekommen und kräftig zugedrückt. Unrettbarer Elektroschrott und in Williams aktueller Lage absolut nicht zu gebrauchen.

Abermals wallte Panik in William auf. Hillarytown war weit und auch das heimische Kloster einen guten Marsch entfernt. So schnell würde ihn hier niemand finden, auch niemand vermissen. Sechs Stunden waren lang, wenn man auf den Retter wartete. Vielleicht aber nicht lang genug.

»Hilfe«, schrie der Christophorer durch die ramponierte Atemmaske, und wusste doch, dass niemand da war, der ihn hörte. »Hilfe, ich bin hier unten!«

Und eine kleine böse Stimme in seinen Gedanken ergänzte: *Noch* …



Das Blau in den großen Augen Frida Gudmundsdottirs war in den vergangenen Minuten noch ein wenig dunkler geworden, zumindest hatte Emma Kalani den Eindruck gewonnen, während sie ihrer Freundin von dem berichtete, was ihr widerfahren war. Von den Gedanken und Gefühlen, die nicht ihre eigenen gewesen waren. Und von dem Laserskalpell.

»Glaube mir, ich wollte das gar nicht«, sagte Emma, als sie den erschrockenen Ausdruck auf Fridas ohnehin schon leichenblassem Gesicht bemerkte, und hob die Arme, als könne sie die Schwere ihrer eigenen Worte mit dieser hilflosen Geste ein wenig abmildern. »Ich … ich bin nicht der Typ, der sich selbst verletzt. Und um mir das Hirn aus dem Schädel zu lasern, fehlt mir ebenfalls die Motivation.« Emma bemühte sich zu lächeln.

»Aber warum hast du …«, begann die junge Novizin leise, brach aber ab und sah die Freundin ernst an.

»Um dem Lärm ein Ende zu bereiten, nichts weiter. Du kannst dir nicht vorstellen, wie das war. Alles in mir war mir fremd, alles war nicht ich selbst. Bilder, die ich nicht kannte, die aber wie eigene Erinnerungen wirkten. Sehnsüchte und Emotionen, die nicht mir gehörten, mich aber vollends in ihren Bann schlugen. Ich war … tausend Personen auf einmal, zumindest im Geiste. Und mir war, als würde die echte Emma Kalani unter der Wucht dieser Gegensätze zerplatzen. Alles, was ich mit dem Skalpell erreichen wollte, war, einen Ausgang zu schaffen. Einen Druckausgleich, wenn du so willst.«

»Emma, du hättest sterben können! Du wolltest nichts weiter als wieder fliegen zu können. So hättest du das doch nie erreicht!«

Die Pilotin seufzte, sichtlich mitgenommen von der Erinnerung. »Soweit habe ich gar nicht gedacht, nicht denken *können*. Ich weiß, dass es nicht logisch von mir war. Aber in dem Moment galt keine Logik mehr! Hätte ich meinen Kopf abschrauben und wegwerfen können, Frida, dann hätte ich auch das mit Freuden getan. Es ging nicht mehr um Vernunft, nur noch um den Reflex. Und der Reflex rief: Raus damit.« Bei dem Gedanken an die schrecklichen Minuten zog ihr ein kalter Schauer über den Rücken, und Emma wickelte sich fester in die Decke des Krankenhausbettes, auf dem sie und Frida

saßen. »Ich war das nicht, Frida«, sagte sie leiser und registrierte dankbar, wie die Freundin ihr die Arme um die Schultern legte. »Das … das hatte nichts mehr mit mir gemeinsam.«

Frida nickte. »Vertrau den Ärzten. Aber jetzt wird alles gut, du wirst sehen.«

Als hätte er nur auf ein Stichwort gewartet, betrat Dr. McAllister in diesem Augenblick den Raum. Mit leichtem Schmunzeln und einem angedeuteten Kopfnicken nahm der sympathische Chefarzt Fridas Anwesenheit zur Kenntnis, dann wandte er sich seiner Patientin zu. »Gute Nachrichten, Lieutenant Kalani. Die STERNENFAUST hat uns jetzt eine neue Dosierungsanweisung übermittelt, mit der eine Wiederholung der dramatischen Ereignisse, wie wir sie erlebt haben, ausgeschlossen werden soll. Dr. Kremer lässt Sie übrigens grüßen.«

»Na, wenn das nichts ist«, murmelte Frida sarkastisch, und Emma musste lachen.

»In Ordnung, Doktor«, sagte die Pilotin und wies auffordernd auf die medizinischen Gerätschaften an ihrem Krankenbett. »Dann legen Sie mal los.«

Während sich der Arzt an den Maschinen zu schaffen machte und die neuen Einstellungen vornahm, fragte Frida: »Und es ist sicher, dass damit alles stimmt? Dass Emma nicht wieder Schaden nimmt?«

»Sicher ist so etwas nie, Miss Gudmundsdottir«, sagte McAllister sanft und ohne sich zu ihr umzudrehen. »Dies ist nach wie vor eine experimentelle Behandlung, da sind Rückschläge und unerwartete Nebenwirkungen nie ganz auszuschließen. Aber Dr. Kremer versichert mir, aus den gemachten Fehlern, wenn Sie so wollen, gelernt zu haben. Jetzt sollte alles reibungslos funktionieren.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr«, sagte Frida und schenkte ihrer optimistisch lächelnden Freundin abermals einen sorgenvollen Blick.



Die Ewigkeit hatte einen Namen: Schmerz. Er war in Williams Bein, in seinem Kopf, in seinen Händen. Und er saß auf seiner Schulter, während die Stunden verstrichen und das Licht des Tages am Rand des Kraters weiter wanderte, und flüsterte ihm Dinge ins Ohr, die seine Verzweiflung schürten und seine Sorgen vergrößerten. Dinge wie: Du wirst hier sterben. Oder: Niemand kann dich rechtzeitig finden. Du bist tot.

Letzteres, so war sich William allmählich sicher, obwohl ihn diese Überzeugung selbst erschreckte, war nicht einmal die schlechteste Alternative. Dann hatte wenigstens die Pein ein Ende. Und überhaupt: War er es nicht gewesen, der sich den Tod in den vergangenen Jahren immer wieder herbeigesehnt hatte – in jenen seltenen Momenten spät nachts, wenn der Traum zu intensiv und das Grauen der Erinnerung und der Hilflosigkeit zu nah gewesen waren? *Pass auf, was du dir wünschst,* besagte ein irdisches Sprichwort, das William noch aus Kindertagen kannte. *Denn du könntest es bekommen.*

Den Großteil seiner Kindheit, nach dem Tod seines Vaters in der Schlacht gegen die Msssarrr, hatte William bei seinem Großvater im amerikanischen Bundesstaat North Carolina verbracht, und jetzt, als er in diesem elenden Krater auf Sirius III lag und auf den Tod wartete, musste er plötzlich an ein Lied denken, das oft in der Kantine des Ausbildungscenters seines Großvaters gelaufen war. Eine uralte Countrynummer, wie man sie in diesen Gegenden immer noch hörte. Garth Brooks.

»Some of God's greatest gifts are unanswered prayers«, zitierte William den Refrain, dann lachte er leise. Mitunter waren die Gebete, die *nicht* erhört wurden, tatsächlich Gottes größte Geschenke. Dem Christophorer war, als habe er die Bedeutung dieses Satzes, den ein Mensch vor Hunderten von Jahren zu Papier gebracht und zu einem mehr oder weniger banalen Song gemacht hatte, erst jetzt wirklich begriffen.

William schüttelte den Kopf. *Das ist weder der Ort noch die Zeit für morbide Gedanken, und erst recht nicht für Selbstmitleid. Ich muss versuchen, mich abzulenken. Vielleicht finde ich ja doch noch einen Ausweg aus dieser Misere.*

Langsam schloss er die Augen und bemühte sich, trotz der stetig pochenden Schmerzen gleichmäßig und tief zu atmen. *Der Schmerz ist nichts als Hintergrundrauschen,* dachte er. *Nichts als Lärm, den mein Geist jetzt ausschaltet. Aber ich werde ihn ausschließen. Ich bin ruhig. Ich bin stark. Ich bin in mir, und dort kann mir nichts etwas anhaben.*

Tiefer und tiefer zwang er sich selbst in die Meditation. Es fiel ihm schwer, in dieser Lage zur Ruhe zu kommen – der Klostergarten im St.-Garran-Krater oder die Stille seiner Kammer waren deutlich bessere Orte für eine derartige Konzentrationsaufgabe –, doch konnte er es sich nicht leisten, darauf Rücksicht zu nehmen. Seine Uhr lief ab, wenn er weiter untätig blieb, und eventuell brachte ihm ja die Meditation eine neue Erkenntnis. Es wäre nicht das erste Mal.

Ich bin nicht hier. Ich bin im Klostergarten. Licht fällt durch die Büsche und Bäume, fällt auf mein Gesicht. Ich atme die frische Luft tief in die Lunge ein und spüre den fein geharkten Sand unter meinen Fingerkuppen, während ich mit der Hand über den Boden streiche …

Sanft ließ William seine Hände über den Kraterboden gleiten. Feiner Sand umstrich seine Finger, leicht wie eine Feder.

Ich öffne meinen Geist für die Empfindung, finde Halt in ihr. Ich … Moment mal – Sand??

Mit einem Mal aus seiner Konzentration gerissen, öffnete William die Augen und blickte überrascht zum Boden des Kraters, in dem er saß. Tatsächlich, da lag Sand. Eine dünne Schicht im schwindenden Sonnenlicht schimmernden Sandes bedeckte den Grund. Seltsam, dass sie ihm nicht schon vorher aufgefallen war.

»Vermutlich war ich zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um darauf zu achten«, murmelte er gedankenverloren. »Irgendwie passend, dass ich auf der Suche nach einer der Entitäten in einer Sandgrube ende.«

Dann stutze er abermals. Auf dem ganzen Weg hierher hatte er keinen richtigen Sand gesehen, nur Staub und Steine und Ödnis.

War er sich wirklich sicher, dass der hier vorhin schon da gewesen war?



Der Knall kam so plötzlich, dass William zusammenzuckte, aufschrie und sich reflexartig weiter an die Wand des Kraters presste. Vor ihm, direkt vor seinen Augen – *explodierte der Boden!* Die etwa sechs Quadratmeter umfassende Fläche bebte auf, und in ihrer Mitte schoss eine Fontäne aus Sand meterweit in die Höhe, als sei unter ihr etwas Mächtiges gesprengt worden. Prasselnd fiel der aufgewirbelte Sand wieder zu Boden, regnete auf William und die Kraterwände hinab.

Und in der Mitte der Fontäne bildete sich eine Form, ordneten sich die einzelnen Körner zu einem Gebilde, das den Gesetzen der Wirklichkeit zu widersprechen schien. Sekunden nur, und aus dem wild umherwirbelnden Sedimentgestein war ein Körper geworden.

Einer, wie ihn William schon zuvor gesehen hatte.

Es war ein nackter Mensch, ein nahezu perfekt gebauter Mann, wie ihn die Künstler der irdischen Antike nicht besser hätten meißeln oder malen können. Seine Proportionen, seine Gesichtszüge, das Spiel seiner Muskeln – alles glich einem genau definierten Schönheitsideal.

Und doch war nichts an ihm echt. Das bewiesen schon seine Augen: schwarze, irislose Kugeln in den Höhlen seines ansonsten makellosen, römisch geschnittenen Gesichts.

Eine Entität. Eine Intelligenz, die diese Form angenommen hatte, um William die Begegnung mit ihr zu erleichtern. Ein Hauch von Trauer schoss dem Christophorer durch den Kopf, als er sich an den Tag erinnerte, an dem Yngvar MacShane, einer der Wissenschaftler, die sich auf der letzten Expedition der STERNENFAUST II an Bord befunden hatte, in der Entität aufgegangen war. Die Wesenheit damals hatte seinerzeit eine ähnliche Gestalt angenommen, nachdem sich Captain Frost geweigert hatte, mit ihr in der Gestalt der beiden in der Entität aufgegangenen Wissenschaftler Yngvar MacShane und Ildiko Pangata zu sprechen.

William fragte sich kurz, ob es sich wohl um die gleiche Entität handelte oder eine andere. Oder machte das bei diesen Wesenheiten keinen Unterschied?

Wir wissen viel zu wenig über diese Wesen.

Als die fremde Intelligenz keine Anstalten machte, sich zu regen, ergriff William das Wort. »Ich … ich bin gekommen, um dich zu suchen.«

Es war ein plumper Versuch, eine Unterhaltung mit einem Wesen zu beginnen, das für die Mitglieder des Christophorer-Ordens bis vor Jahren noch gottgleich gewesen war. Andererseits: Wie sprach man *überhaupt* zu Göttern?

Die Entität senkte den Kopf und hob ihn wieder. Ein Nicken. »Das Anliegen wurde bemerkt«, sagte es mit gleichmäßig tiefer, ausdrucksloser Stimme. »Der Wunsch nach Wissen. Kontakt wird der Weisheit auf beiden Seiten nutzen.«

Anliegen? William hatte ja noch gar nicht erwähnt, weswegen er sich auf den Weg gemacht hatte. Verstand er das Wesen richtig? Hatte es etwa dafür gesorgt, dass sie sich begegneten, hier unten im Krater? Nicht zum ersten Mal fragte sich der Christophorer, was seine Kopfschmerzattacke von vorhin wohl ausgelöst hatte. Aber die Antwort erübrigte sich.

Muss ich Ihnen das jetzt wirklich schon wieder erklären, Mister Beaufort?, hörte William die spöttische Stimmte Doktor Tregardes in seinem Kopf. *Ich hätte Sie für vernünftiger gehalten.*

Er schluckte trocken, für den Augenblick sichtlich überfordert mit der unerwarteten Situation. »Ich erbitte Weisheit«, erklärte er dann. »Einen Rat, der mir hilft, zu verstehen, was mit mir geschieht. Und

die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen.«

»Veränderung ist Teil des Ganzen«, sagte die Entität. »Alles, was geschieht, hat Nutzen und Sinn. Denn nur so entsteht Neues. Sich dem Lauf der Dinge zu widersetzen, verursacht nur Schmerz.«

»Du meinst, ich soll mich öffnen?«, hakte der Mönch nach, unangenehm berührt von den so passenden Worten des Sandwesens vor seinen Augen. Das vergangene Gespräch mit Abt Leslie kam ihm in den Sinn. »Mich meinen Erinnerungen stellen?«

»Das Konzept der Zeit, wie Individuen eurer Art verwenden, ist artifiziell. Es wird nicht verstanden. Was war, ist und wird sein. Denn alles, was geschieht, ist eins.«

Verwirrt schüttelte William den Kopf. Kannten die Entitäten keine chronologische Abfolge der Dinge?

Als habe es seine Körpersprache gedeutet, setzte das Wesen abermals zu einer Erklärung an. »Nicht so. Die Verweigerung des Vergangenen kommt einer Verweigerung des Seienden und des Werdenden gleich. Denn was ist, wurde aus dem, was war. Ein Entkommen ist nicht möglich, weil das Vergangene das Jetzt definiert. Um aus dem Jetzt zu fliehen, müsste das Vergangene verändert werden. Doch Individuen sind gefangen in der Zeit, das ist bekannt. Sie können nicht darin wandern und sie nicht ändern. Was ist, ist.«

»Und wenn es nicht geht?«, fragte William leise und dachte an fünfzehn Jahre, an Träume und ein Versteckspiel vor dem eigenen Ich. »Wenn die Anforderungen der Gegenwart für einen Menschen zu viel geworden sind? Wenn ich nicht sein will, zu dem mich die Vergangenheit gemacht hat?«

»Irrelevant«, antwortete die Entität ausdruckslos.

»Aber ich muss mich doch schützen!«, begehrte der Mönch auf und war selbst überrascht über den trotzigen Unterton, der seinen Worten anhaftete. »Ich muss mich doch schützen können vor der Flut. Ich will nicht wiederholen, was ich schon einmal nur mit äußerster Not überstanden habe und was mich seitdem verfolgt und heimsucht.«

»Irrelevant«, wiederholte das Sandwesen. »Existenz bedeutet Veränderung. Anpassung und Wandel sind unabdingbar, um existent zu bleiben.«

Abermals sah William die schmelzende Außenwand der STERNENFAUST vor seinem geistigen Auge und erinnerte sich an die Ängste und Gedanken, die auf ihn eingeprasselt waren, die Bewusstseine, die sich in die Ohnmacht geflüchtet hatten. Müsste er

sich all dem wirklich wieder stellen? *Ich glaube, wenn ich eine Garantie hätte, dass mir so etwas wie damals während des STERNENFAUST-Zwischenfalls nicht wieder passiert, dann könnte ich mit dem leben, was ich kann. Aber das scheint nicht zu gehen. Was ist, ist. Niemand kann das garantieren.* »Ich weiß nicht, ob ich das kann«, sagte er dann ratlos. »Ob ich das überlebe. Diese ›Gabe‹ ist zu viel für einen Menschen. Wir sind nicht dafür ausgelegt, derartiges zu erleben.«

Die Gestalt schien dies zu erwägen und schwieg eine Weile. »Alle Eigenschaften sind von Nutzen. Auch jene, die als Einschränkung empfunden werden. Sie müssen jedoch anders genutzt werden. Existenz bedeutet den Versuch, diesen Nutzen zu erkennen.«

»Und wer nur steht und wartet, dienet auch«, murmelte William leise und fragte sich mit einem Anflug von Humor, ob der irdische Dichter John Milton vielleicht auch zu Lebzeiten einmal einer Entität begegnet war. Die Weisheit, die aus einigen seiner Werken sprach, ähnelte den Erkenntnissen, die William gerade gewann, doch stark: Jeder nutzte dem Herrn, auch jene, die selbst nicht zu mehr in der Lage waren, als daneben zu stehen und zu warten. *Andererseits: Vermutlich war Milton einfach nicht so feige wie ich …*

Schließlich nickte der Mönch. »Also gut«, sagte er. »Ich verstehe, was du meinst. Und wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, habe ich ohnehin schon immer gewusst, dass ich mich nicht ewig vor mir selbst verstecken kann. Ich habe es nur nie wahrhaben wollen.«

Dann blickte er auf seinen verletzten Fuß. »Aber was kann ich jetzt überhaupt noch ausrichten? Hier komme ich ohnehin nicht mehr lebend raus.«

Die fremde Wesenheit beugte sich vor und streckte einen Arm aus. Langsam – als müsse die Nachbildung eines Menschen jede Bewegung neu erlernen und überdenken – näherte sich der Arm Williams Fuß, und dann legte sich die Hand um das schmerzende Gelenk. Atemlos beobachtete William, wie sie sich in wirbelnden Sand rückverwandelte. Dann zog die Entität den Arm wieder fort – und der Sand blieb, bildete plötzlich eine eng anliegende Schiene, die Williams Knöchel umschloss wie ein Verband.

»Das kann getan werden«, sagte die Entität und der Mönch registrierte verblüfft, wie aus ihrem Arm abermals eine Hand herauswuchs. »Nicht mehr. Der Weg vom Vergangenen zum Werdenden muss selbst gefunden und selbst beschritten werden. Nur so wird das Potenzial des Jetzigen genutzt.«

Es war das Ende der »Audienz«, das spürte William instinktiv. Das

Sandwesen hatte alles gesagt, was es sagen wollte. »Danke«, hauchte er. Und vor seinen Augen löste sich die menschliche Gestalt in einer wirbelnden Fontäne aus Sand auf.



Als er das Bein belastete, fiel es William erstaunlich leicht. Der ungewöhnliche Verband aus Sand wirkte wie eine Schiene, verlieh Stabilität und nahm der schmerzenden Körperstelle zudem einiges von ihrer Pein. Vorsichtig richtete der Mönch sich auf, klopfte sich den Staub von der Kleidung und humpelte ein weiteres Mal zu der Stelle an der Wand des Kraters, die ihm für einen Aufstieg am geeignetsten erschienen war. Es gelang ihm nahezu mühelos. Zwar musste er noch immer die Zähne zusammenbeißen und darauf achten, den rechten Knöchel nicht zu überanstrengen, doch kam er nun deutlich besser und problemfreier voran als zuvor. All sein bergsteigerisches Geschick aufwendend und jeden noch so kleinen Felsvorsprung, jede Unebenheit im Gestein nutzend, schaffte es William Beaufort schließlich vom Boden zum Kamm des Kraters.

Atemlos vor Erschöpfung blieb er liegen, nachdem er sich aus dem Loch gehievt hatte, blickte in den Himmel von Sirius III und lauschte dem Blut, das sein auf Hochtouren pumpendes Herz rauschend durch seine Ohren und den restlichen Körper schoss. Es stand für das Leben, für Kraft und Möglichkeiten. Selten zuvor hatte der Christophorer so einen schönen Klang vernommen.

Nach einer Weile hatte sich William soweit erholt, dass er es erneut wagen konnte, aufzustehen und einige Schritte zu machen. Es gelang ohne größere Probleme. Ein Blick auf die Sauerstoffanzeige seiner Ausrüstung sagte ihm, dass er noch knapp vier Stunden hatte, um Hillarytown zu erreichen – wenig, aber wenn er haushielt und sich früh genug in die Täler der Planetenoberfläche zurückzog, konnte er vielleicht nahe genug an die Siedlung herankommen, um bemerkt und abgeholt zu werden, bevor ihm die Luft ausging. Dann hätte er die begonnene Pilgerfahrt zumindest ordentlich beendet. Es war die beste Alternative. Es war *sein* Weg.

William drehte sich um und ging los.



»Ist alles in Ordnung, Lieutenant?«

Emma lächelte. »Natürlich, danke. Ich bin nur ein wenig erschöpft.«

Schwester Kirchhoff sah nicht überzeugt aus. »Sind Sie sicher? Kein Schwindel, keine Nervosität? Die Anzeigen Ihrer Monitore verzeichnen einen erhöhten Puls und eine angestiegene Körpertemperatur. Wenn Sie wünschen, lasse ich Ihr Blut untersuchen. Auch die Botenstoffe …«

»Ich glaube, ich habe einfach etwas Falsches gegessen«, wehrte Emma lässig ab. »Alles okay.«

Die Pflegerin blickte ihr einmal tief in die Augen, dann nickte sie beruhigt. »Wenn sich Ihr Zustand ändern sollte – oder Sie auch nur das Gefühl haben, dem wäre so –, melden Sie sich sofort, ja? Die neue Dosierung Ihrer Medikamente ist unerprobt, da kann jede Reaktion des Körpers aufschlussreich sein.«

»Das werde ich«, log Emma freundlich und lehnte sich in ihren Kissen zurück.

»Wissen Sie, was? Ich mache Ihnen mal einen Tee, der beruhigt den Magen.« Als Kirchhoff den Raum verließ, sah Emma durch die offen stehende Flurtür den bewaffneten Wachmann, den McAllister vor ihrem Zimmer positioniert hatte, als sei sie eine Gefangene, die unter allen Umständen unter Kontrolle gehalten werden musste. »Eine simple Vorsichtsmaßnahme«, hatte der Chefarzt es genannt, als er ihr den Kollegen vor wenigen Stunden vorgestellt hatte, »die nur zu Ihrem Schutz dient.«

(LÜGE)

Manchmal fragte sich die Pilotin, wer hier eigentlich vor wem geschützt werden sollte. Aber das waren Gedanken, die sie nicht laut aussprechen durfte, das wusste sie. Nicht, wenn sie noch Hoffnung hatte, ihre Pilotenzulassung jemals wieder zu bekommen.

Gott, wie sie diese Zulassung brauchte! Sie sehnte sich nach dem Gefühl, das sie ergriff, wann immer sie in ihrem Cockpit saß. Nichts, was sie je erlebt hatte, konnte sich damit messen. Sie war Pilotin, das war ihr Leben, das ganz allein.

(UND SIE WOLLENES DIR NEHMEN.)

Und niemand würde es ihr *(NEHMEN*) verbieten, wieder in den Beruf zurückzukehren, der ihr gefiel. Der sie erfüllte. Niemand. Sie wollten, dass sie gesund wurde? Gut, dann würde sie eben gesund werden. Aber das würde nach ihren Regeln geschehen.

Emma atmete tief durch, um ihre Gedanken zu ordnen und sich zu

beruhigen, und strich sich über die Stirn, warme Finger auf einer schweißnassen Fläche. War das so heiß geworden, oder lag das an ihr? Wollten sie ihre Krankheit etwa ausschwitzen? Lachhaft.

Vielleicht würde ihr ein Spaziergang gut tun – ein wenig Wasser im Gesicht, ein wenig Bewegung.

Mit einem leisen Seufzer hievte Emma sich aus dem Bett, schlüpfte in ihre Hausschuhe und den weichen Bademantel, und trat hinaus auf den Flur. »Ich verschwinde kurz, muss mal für kleine Patientinnen«, sagte sie dem *(VERRÄTER)* Wachmann in spielerisch-verschwörerischem Tonfall. »Und ja, das schaffe ich alleine. Bin gleich wieder da.« Ein verlockender Augenaufschlag später, und der Mann fraß ihr nahezu aus der Hand. Gönnerhaft lächelnd nickte er ihr zu und deutete ihr, dass er keine Einwände hatte.

Emma schlurfte ins Bad. Der Raum war menschenleer, weiß gekachelt und angenehm kühl. Gegenüber der vier Toilettenkabinen befand sich eine Spiegelwand, vor der auf Brusthöhe einige Becken und Armaturen angebracht worden waren, und genau dorthin lenkte sie ihre Schritte. Sie brauchte ein wenig Wasser im Gesicht, das ihre Wangen ebenso kühlen würde wie ihr Gemüt.

Plötzlich erschöpft, beugte sie sich zu dem Becken hinunter, drehte den Hahn auf und ließ die kalte, klare Flüssigkeit über ihre Hände fließen. Dann formte sie eine Kuhle mit ihnen, hob sie an und spritzte sich das Wasser auf Wangen, Kinn und Nase. Als sie den Kopf hob, stand Mike Rossini im Spiegel hinter ihr.

»Sie werden mich nicht gehen lassen, oder?«, fragte sie ihn. »Sie wollen ihr Versuchskaninchen nicht verlieren.«

Mikes Reflexion in der Scheibe nickte. »Sie sind auf Santos’ Seite. Ihnen geht es nur darum, dich klein zu halten. Dir deinen Jäger zu nehmen.«

Der Klang seiner Stimme machte Emma erst deutlich, wie sehr sie ihren Freund von der STERNENFAUST vermisste. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, die sie nur mühsam zurückhalten konnte. »Aber warum? Ich … ich bin doch nicht wichtig. Was haben sie davon, mir die Lizenz zu nehmen? Was gewinnen sie dadurch?«

Ein Achselzucken. »Was hat Santos davon? Er hat gesagt, dass er sich selbst in dir sieht – und dennoch lässt er dich hier verrotten, anstatt dich ans Steuer zu lassen. Und was hat Tregarde davon? Er findet deinen Fall interessant – in medizinischer Weise, menschlich bist du ihm egal. Würde sich sonst dieser Kremer mit dir befassen?«

»Das ist …« Emma beugte sich abermals zum Becken und spritzte

sich Wasser ins Gesicht, um damit ihre Tränen abzuwaschen. Als sie wieder aufblickte, war Rossini verschwunden. »… unfair«, beendete sie ihren Satz, leise und plötzlich von einem unglaublichen Gefühl des Verlustes gepackt.

Kurz darauf kamen die Schmerzen wieder.

*

»Ist alles in Ordnung, Lieutenant?«

Emma glaubte ihren Ohren nicht. Diese Frau besaß tatsächlich den Nerv …

Schwester Kirchhoffs Gesicht war der Inbegriff der Aufrichtigkeit, doch konnte sie Emma damit nicht täuschen. Das Bett bewies, was Kirchhoffs Worte verleugneten. Abermals blickte Emma herab, sah die nasse und nach Tee stinkende Matratze. Wollte die Medizinerin sie auf den Arm nehmen, ihre Reizbarkeit testen?

(SIE SIND AUF SANTOS' SEITE.)

Oh, das kannst du haben, Mädchen.

»Soll das ein Scherz sein?«, fragte die Pilotin ausdruckslos und blickte der Schwester direkt in die verlogenen Augen. »Ich meine, finden Sie so was witzig, ja?«

Kirchhoff blinzelte. »Ich verstehe nicht.«

»Na, das hier!«, sagte Emma laut und deutete auf die Schweinerei, zu der ihre Matratze geworden war. »Erst schwätzen Sie mir einen Tee auf, den ich nicht haben will, und wenn ich dann von der Toilette zurückkomme, haben Sie ihn schon *in mein Bett gekippt*? Sind Sie eigentlich noch ganz dicht?«

»In Ihr …« Kirchhoff machte einen Schritt zurück, sichtlich überrascht *(LÜGELÜGE)* von Emmas heftiger Reaktion. Aber bitte, was hatte sie denn erwartet? Was erwarteten sie ohnehin alle von ihr? Dass sie einfach wehrlos aufgab, während sie mit ihr umsprangen, wie es ihnen gerade gefiel?

»Das habt ihr euch so gedacht«, murmelte Emma leise, warnend. »Aber das werde ich nicht tun, klar? Gewöhnt euch dran. Und das können Sie gerne auch Santos und Tregarde ausrichten. Die warten doch garantiert draußen und lachen sich krumm.« Sie griff sich ein Kissen vom Bett und hielt es sich an die Brust, als könne es sie vor den Anfeindungen ihrer Mitmenschen beschützen.

»Lieutenant Kalani, ich glaube, Sie fantasieren. Da ist absolut nichts

Ungewöhnliches an Ihrem Bett.«

Ach ja? Was kümmert's dich?

»Warum legen Sie sich nicht einfach wieder hin und lassen mich kurz Ihren Puls und Blutdruck messen? Sie sehen angeschlagen aus. Kann es sein, dass Sie wieder Kopfschmerzen haben?«

Halt's Maul. Lügnerin.

Emmas Schädel dröhnte, Schweiß trat auf ihre Stirn. Das … das waren *sie*! Sie brachten sie soweit, sie fügten ihr diese Schmerzen zu! Zweifellos!

Sie hassten sie.

Die junge Hawaiianerin trat zurück, weg vom Bett und den medizinischen Geräten. »Bleiben Sie mir vom Leib, ja?«, sagte sie zischend. »Bleibt mir alle vom Leib. Ich rede nicht mit euch. Nur mit Mike, klar? Nur mit Mike.«

Schwester Kirchhoffs Augen wurden groß. Dann nickte sie knapp und wandte sich zur Tür. »Das sind nicht Sie, Emma«, sagte sie sanft. »Das sind nicht Sie, spüren Sie das nicht?«

(LÜGE)

»Lüge«, erwiderte Emma knurrend, die Augen zusammengekniffen, bis sie nur noch dünne Schlitze waren. Dann löste sie den Gürtel ihres Bademantels und ließ das ganze Kleidungsstück zu Boden fallen. Sollte es zu einem Kampf kommen, würde es sie nur behindern – genau, wie *sie* es beabsichtigt hatten. Aber so dumm, wie *sie* annahmen, war Emma Kalani bei weitem nicht. Pech für *sie*.

Kirchhoff schluckte. »Ich informiere Dr. McAllister«, sagte sie sachlich – und mehr zu sich, als zu ihr – und trat hinaus auf den Gang.

»Machen Sie das, Schwester«, rief Emma ihr herausfordernd nach. Immerhin: Wenn sie Krieg wollten, konnten sie ihn haben. »Und schicken Sie auch Ihren Wachmann rein, falls Sie da draußen Angst bekommen. Feiglinge seid ihr, allesamt.«

Dann streckte sie die Hand aus und stützte sich an der Wand ab, um nicht zusammenzubrechen, während eine weitere Flut aus fremden Bildern und Emotionen den letzten Rest ihres Geistes überschwemmte.

*

Theodore McAllister hatte gerade das Abendessen beendet und sich

erneut den Akten auf seinem Schreibtisch zugewandt, als die Kom-Einheit einen sanften Glockenton erklingen ließ. »Eingehende Transmission«, stand auf dem Display des Monitors, der nun in der Wand erschien.

Der Chefarzt seufzte. »Was ist denn jetzt schon wieder? Leute, so hole ich meinen Rückstand bei dem Papierkram im Leben nicht auf.« Widerwillig erhob er sich aus seinem Stuhl, ging zur Wand und nahm das Gespräch an.

Chrissies Gesicht erschien – und McAllisters Herz setzte einen Schlag aus. *Kalani.*

»Doktor, Sie sollten unbedingt herkommen. Die Patientin … Nun, sie hat Wahnvorstellungen und zeigt offenkundig Anzeichen paranoiden Verhaltens. Und wenn Sie mich fragen, sind auch ihre Kopfschmerzen zurückgekehrt, auch wenn sie es bestreitet.« Kirchhoff klang atemlos und aufrichtig besorgt.

»Verstanden«, sagte McAllister und spürte, wie ihm die Knie weich wurden. Es hatte wieder nicht funktioniert. »Besteht Gefahr für ihre körperliche Sicherheit? Fügt sie sich oder anderen Schaden zu?«

»Bisher nicht, Doktor. Ich habe Weston noch nicht reingeschickt, da ich glaube, dass sie das nur noch weiter von uns wegtreibt.«

»Das sehe ich ähnlich, Chrissie.« McAllister runzelte die Stirn und begann nachdenklich auf und ab zu gehen. »Setzen Sie sämtliche Medikamente ab, die zu Lieutenant Kalanis eigentlicher Behandlungsmethode gehören«, sagte er schließlich. »Ersatzlos und mit sofortiger Wirkung. Dann geben Sie ihr etwas zur Beruhigung, am Besten ein starkes Neuroleptikum. Und sichern Sie sie, fixieren Sie sie am Bett, wenn es sein muss. Ich komme sofort.«

»Verstanden, Doktor. Wir werden unser möglichstes versuchen.«

Dann verschwand Chrissie vom Bildschirm. Die Verbindung war beendet – und für Theodore McAllister fingen die Probleme erst an.

*

Chrissie!

Der reglose Körper der Krankenschwester war das erste, das McAllister bei Betreten des Zimmers seiner Patientin ins Auge fiel. Chrissie Kirchhoff lag besinnungslos auf dem Boden, ausgeknockt von einer Nierenschale, die einige Zentimeter neben ihrem an der rechten Schläfe rötlich schimmernden Kopf zur Ruhe gekommen war. Emma

Kalani stand mit dem Rücken zur Wand an der gegenüberliegenden Seite des kleinen Raumes und hielt sich ein Kopfkissen vor den Leib, als wäre es ein Schutzschild oder ein Kruzifix. Der Chefarzt sah, wie schwer sie atmete, und er erkannte den glasigen Blick in ihren Augen als sicheres Anzeichen einer beginnenden Schizophrenie.

Weston kniete auf dem Boden und nahm Chrissies Puls. »Alles in Ordnung«, sagte er, als er McAllisters fragenden Blick bemerkte. »Sie wird gleich wieder auf den Beinen sein. Die Patientin hat …«

»… eine Nierenschale geworfen, ich sehe es«, fiel ihm der Chefarzt ins Wort.

»Doktor, wenn Sie wünschen …« Weston sah ihn verschwörerisch an und nickte in Emmas Richtung. »Wäre ‘ne Sache von Sekunden.«

McAllister hob abwehrend die Hand. Gewalt konnte warten, zunächst wollte er es mit Worten versuchen. »Sind die Medikamente bereits abgesetzt? Und hat sie das verordnete Neuroleptikum bekommen?«

»Keine Ahnung«, sagte Weston. »Ich bin erst hereingekommen, als ich den Aufprall hörte.«

»Alles ist abgesetzt«, zischte Emma leise. »Hat eh nichts gebracht, das Zeug.«

McAllister drehte sich nun ganz zu ihr. »Lieutenant, das sind gute Nachrichten. Sicher erinnern Sie sich noch an heute Nachmittag. Da hat die Absetzung Ihrer Medikamentierung auch dafür gesorgt, dass es Ihnen wieder besser ging. Warum kommen Sie nicht zu mir, und wir warten darauf?«

Emma schenkte ihm einen hasserfüllten Blick. »Ihr wollt mich klein kriegen, ja? Mich beruhigen, damit ihr mit mir machen könnt, was ihr möchtet.«

»Ich versichere Ihnen, dass das ganz und gar nicht in unserer Absicht liegt«, erwiderte er ruhig und mit fester, sicherer Stimme. Wenn er nur zu ihr durchdringen konnte, ihr zeigen konnte, dass nicht sie es war, die da sprach, sondern die Medikamente … »Wir haben nur ihre Genesung im Sinn, Lieutenant Kalani. Daran hat sich nichts geändert, und das war auch immer so. Dafür sind Sie zu uns gekommen, erinnern Sie sich?«

»Ich will …«, begann sie trotzig, dann brach sie ab. Für einen Augenblick schien es, als würde sie stürzen – Emma schwankte, verdrehte die Augen. Ihre Lippen zitterten und ihre rechte Hand, die nicht das Kissen hielt, fuhr nach oben und strich über ihre Stirn, massierte ihre Schläfe.

McAllister sah eine Chance, und er nutzte sie. »Sie haben Schmerzen, Lieutenant«, sagte er leise und näherte sich der Patientin langsam und gleichmäßig, die Arme als Geste des Friedens und der Offenheit leicht erhoben. »Und ich weiß, woher sie kommen. Ich verstehe, was mit Ihnen geschieht.«

Sie stöhnte und presste den Kopf an die Wand, als könne sie sie durchstoßen und dem Tosen, welches Theodore hinter ihrer Stirn vermutete, dadurch ein Ende bereiten.

»Lassen Sie mich Ihnen helfen, wieder zu der Frau zu werden, die Sie sind, Emma. Kommen Sie zurück zu uns.«

Dann war der Moment vorbei. Er erkannte es, noch bevor sie sich wieder aufgerichtet und ihm zugewandt hatte. »Ich bin hier«, sagte sie fauchend, und er wusste, dass er sie verloren hatte. Worte allein richteten hier nichts mehr aus. »Ich bin immer hier«, fuhr sie ungerührt fort, und jedes neue Wort klang wie ein Vorwurf. »Ihr sagt immer, ich wäre nicht die, die ich bin, aber das ist Blödsinn. So bin ich! *Das* ist die wahre Emma. Und ich lasse nicht zu, dass ihr jemand anderen aus mir macht!«

Theodore McAllister drehte den Kopf ganz leicht zur Seite und deutete dem Wachmann mit einem stummen Blick, dass der Moment für seinen Einsatz gekommen war. Weston, der noch immer neben Chrissie hockte, nickte knapp, richtete sich auf und zog den Nadler aus dem Halfter an seiner Hüfte.

*

WutAngstSorgeWutHassAngstLiebeWut

Emma Kalanis Geist war ein bodenloser Wirbel aus Eindrücken und Emotionen, ein wirres Chaos aus Gefühlen und Bildern, und sie selbst nur ein winziges Schiffchen, das auf dem riesigen, unruhigen Ozean ihres Bewusstseins zu kentern drohte. Immer weiter drehte sich der Wirbel, schneller und schneller, ein tosendes, endloses Inferno.

LachenWeinenSchreienStöhnenFlüsternKreischen

Sie war alles und überall gleichzeitig, erinnerte sich an Ereignisse, Orte und Personen, die ihr nie begegnet waren, die sie nie gesehen und nie erlebt hatte. Unfassbares Wissen durchströmte ihren Verstand, vielleicht mehr, als je ein Mensch gewusst hatte. Und doch war es zu viel, zu ungeordnet und drängend, als dass sie es hätte begreifen und nutzen können.

HartWeichHeissKaltWehGut

Die Eindrücke übermannten sie, ließen letzte mentale Sicherungen durchbrennen und machten antrainierte Verhaltensmuster obsolet. Emma spürte – spürte körperlich! – jede einzelne Person in diesem Gebäude. Sie hätte sie nennen können, namentlich, hätte sie treffender charakterisieren können, als sie selbst. Alle waren in ihr, Teil ihres Bewusstseins. Und alle wollten, alle fürchteten, alle empfanden etwas anderes. Emmas Verstand war wie eine Decke, deren vier Enden in verschiedene Richtungen gezogen wurden. Und sie stand kurz davor, endgültig zu reißen.

Sie sah, wie Weston zum Gürtel griff. Zur Waffe.

Sie dachte an McAllisters Sorge und seine Hoffnung, sie mit einem gezielten Betäubungsschuss überrumpeln zu können.

Und ihr Geist explodierte, als sich die Tür ihres Krankenhauszimmers ein weiteres Mal öffnete.



»Autsch!!«

William Beaufort stöhnte auf, griff sich an den Kopf und hielt den Atem an. Es schien, als wolle sich eine weitere Kopfschmerzwelle ankündigen. Langsam ging er in die Hocke, um nicht abermals von den Füßen gerissen zu werden, wenn die Schmerzen zu stark wurden, doch …

Sie blieben aus. Mehr als der eine brennende Stich, den er eben verspürt hatte, kam nicht. Es dauerte nur Sekunden, da fühlte er sich wieder so gesund wie vor der Attacke.

Abgesehen von dem Knoten, zu dem sein Magen mit einem Mal geworden zu sein schien.

Irgendetwas stimmt nicht, dachte der Christophorer-Meister. *Nicht mit mir, sondern zu Hause. Im St.-Garran-Krater. Es ist etwas … geschehen.*

William wusste nicht, woher er diese Gewissheit nahm, doch zweifelte er keinen Augenblick daran, dass sie der Wahrheit entsprach und seine Vermutung zutraf. Er spürte es einfach, als habe ein unsichtbarer sechster Sinn mit einem Mal angeschlagen und ihn etwas empfinden und registrieren lassen, das ihm normalerweise verborgen geblieben wäre. Er musste zurück.

William checkte die Sauerstoffanzeige. Es würde reichen, gerade so eben. *Wenn mich meine Orientierung nicht täuscht, bin ich dem Kloster*

immer noch näher als Hillarytown. Und ich glaube – nein, ich weiß –, dass ich gebraucht werde.

Ohne einen weiteren Gedanken an das eigentliche Ziel seiner Pilgerfahrt zu verschwenden, machte der Mönch kehrt und humpelte den Weg zurück, den er gekommen war.

So schnell er konnte.



Frida Gudmundsdottir stockte der Atem.

Zwar hatte Doktor McAllister sie vorhin noch darüber informiert, dass Emma einen Rückfall erlitten hatte und sie mit dem Schlimmsten rechnen mussten, aber der Anblick, der sich ihr im Krankenzimmer der jungen Jägerpilotin von der STERNENFAUST bot, übertraf ihre kühnsten Erwartungen.

Emma sah furchtbar aus. Sie war kreidebleich und wirkte fiebrig, ihr dünnes Hospitalgewand war schweißdurchtränkt und klebte ihr am Leib, wie die nassen Haare auf der glänzenden Stirn. In ihren Augen lag etwas, das Frida instinktiv als Wahnsinn erkannte. Sie war noch nie jemand wirklich Wahnsinnigem begegnet, bis heute.

»Emma«, flüsterte die Novizin erschrocken und sah, wie Kalani in die Knie ging. Als habe Fridas Ankunft sie mental überfordert, krümmte Emma sich vor Schmerzen und vergrub den Kopf in einem Kissen, das sie fest umklammert hielt und das ihr Stöhnen dämpfte. Dann geschah alles ganz schnell.

»Weston, jetzt«, rief Dr. McAllister, der nur wenige Schritte von Emma entfernt stand, und der Wachmann in der Raummitte, nahe der ohnmächtigen Krankenschwester, setzte sich sofort in Bewegung. Die Hände erhoben, eilte er zu der Patientin, als wolle er sie überrumpeln. Weston sprang, stürzte sich auf sie – und Emma, die eben noch so wehrlos gewirkt hatte, rollte sich gekonnt zur Seite weg. Krachend schlug Weston gegen die Wand.

Sofort kam er wieder auf die Beine und setzte zum nächsten Angriff an. Auch McAllister näherte sich Emma. Gemeinsam versuchten sie, die Pilotin einzukreisen, doch sie war ihnen stets einen Schritt voraus, entzog sich ihrem Zugriff und wand sich geschickt aus jeder Enge, in die sie sie zu treiben versuchten. Egal, was die beiden Männer auch unternahmen, behielt Emma doch die Oberhand.

Weil sie in ihren Köpfen ist, dachte Frida plötzlich. *Das ist es, oder?*

Emma liest ihre Gedanken und weiß genau, was sie vorhaben.

Wäre die Situation nicht so dramatisch gewesen, hätte Frida laut gelacht. Was hier geschah, hatte schon fast Slapstickqualität. Dann zog Weston seinen Nadler.

»Nein!«, schrie die Novizin. »Nicht schießen!« Und der Wachmann wandte instinktiv den Kopf zu ihr. Hatte er sie etwa jetzt erst bemerkt? Wenn ja war das ein Fehler, den er so schnell nicht wiederholen würde.

»Vorsicht!« McAllisters Warnung kam zu spät. Westons kurzzeitige Desorientierung ausnutzend, stürzte sich Emma Kalani auf den bewaffneten Mann, riss ihn von den Füßen und landete mit ihm auf dem Boden. Frida wusste, dass Star-Corps-Piloten ein ausgiebiges Fitnesstraining absolvierten, und diese Erfahrung kam Emma nun offensichtlich zugute. Geschickt bog sie den rechten Arm des Mannes, auf dessen Brust sie saß, zur Seite, und noch bevor Weston wusste, was ihm geschah, hatte sie ihm den Nadler entrissen. Keuchend und sichtlich erschöpft, aber mit einem triumphierenden Grinsen im Gesicht, richtete sie die Schusswaffe auf ihn.

»Na, na, na«, machte sie tadelnd, als Weston sich erneut zur Wehr setzen wollte, zuckte einmal mit dem Finger am Abzug, und ein Schuss löste sich. Direkt und aus nächster Nähe getroffen, verlor der Wachmann sofort das Bewusstsein. Er würde eine ganze Weile ohnmächtig sein, das war allen klar.

Abermals glaubte Frida ihren Augen nicht. Das war nicht mehr Emma, sie schoss nicht einfach auf Menschen, die schon am Boden lagen, Betäubungsschuss hin oder her.

Auch McAllister schien sichtlich entsetzt. »Geben Sie mir die Waffe, Lieutenant«, sagte er beschwörend. »Wir können reden. Sagen Sie mir, was Sie wollen, was ich für Sie tun kann. Aber geben Sie mir die Waffe.«

»Mach das, Emma«, schaltete sich Frida ein. »Du bist nicht Herr deiner Handlungen. Das weißt du, hast es mir selbst gesagt. Nimm die Hilfe an.«

Emma Kalani wandte den Kopf. »Frida?« Ein Flüstern, schwach und brüchig. Kam Frida etwa zu ihr durch?

»Ich bin hier«, sagte die Novizin hoffnungsvoll und machte einen Schritt auf die Freundin zu. Emma ließ sie gewähren.

»Frida, was geschieht mit mir?« Weinerlich klang das und verzweifelt.

Ein weiterer Schritt, langsam und vorsichtig. »Nichts, was wir nicht ändern können. Gemeinsam. Lass mich dir helfen.« Noch einer.

Dann stand sie vor ihr. Frida ging in die Hocke, kam auf Augenhöhe mit Emma und sah – ein hämisches Lächeln. »Reingefallen«, zischte das, was aus Emma Kalani geworden war. Dann hob die junge Frau den Nadler wieder. Frida sah, dass die Einstellung der Waffe von Betäubung auf Töten umgestellt worden war.

Und im nächsten Augenblick spürte sie das kalte Material, aus dem der Nadler bestand, an ihrer Schläfe!

*

»Sie«, fuhr Emma den Chefarzt an. »Schließen Sie die Tür. Niemand sonst kommt hier rein, verstanden?«

»Das wollen Sie nicht wirklich«, begann McAllister, doch sie fiel ihm sofort ins Wort, presste den Nadler noch fester an Fridas Kopf. »Jetzt!« Die Novizin regte sich nicht. Und der Mediziner gehorchte.

»Sehr gut. Und jetzt gehen Sie zur Kom-Konsole, rufen Sie jemanden.«

Er blinzelte verwirrt. »Ich verstehe nicht. Wen soll ich denn rufen?«

Emma lächelte kalt. »Jemand, der mir helfen kann. Keinen von euch Krankenhausleuten, ihr steckt doch ohnehin alle unter einer Decke. Ich will jemanden, der sich wirklich mit Telepathie auskennt. Jemand, der versteht, was ich bin und möchte.«

»Miss Kalani, ich versichere Ihnen, dass wir absolut befähigt sind, Ihr Leiden zu beenden. Sie müssen es nur zulassen.« McAllister schien verzweifelt und am Ende seiner Weisheit angelangt zu sein. Eine derartige Situation war ihm neu, damit hatte er nicht gerechnet. Zwei Mitarbeiter bewusstlos, eine junge Frau mit der Waffe bedroht und eine Patientin, die den Verstand verloren hatte. Besser gesagt: der der Verstand genommen worden war. »Lassen Sie Ihre Freundin gehen. Wenn Sie ihre Emotionen auffangen, dann spüren Sie doch gewiss, wie sehr Sie sie ängstigen.«

»Papperlapapp«, schrie sie aufgebracht und funkelte ihn aus glasigen Augen böse an. »Ich bin euer Gerede leid, versteht ihr? Ich will Antworten, Resultate, und zwar sofort. Ich will das, was mir versprochen wurde.«

Ein Telepath, dachte McAllister. *Sie will einen Telepathen sprechen.*

Und dann kam ihm eine Idee.



Nachdem William Beaufort den inneren Rand des St.-Garran-Kraters erreicht und seinen mühsamen Abstieg zur Siedlung der Mönche beendet hatte, war es längst tiefste Nacht geworden. Erleichtert nahm er zur Kenntnis, dass das Licht, welches auch zu dieser späten Stunde noch von den beiden Monden des Gestirns reflektiert wurde, seinen Weg sehr adäquat erhellte. Ein Abstieg in Dunkelheit wäre selbst für einen erfahrenen Wanderer wie ihn dem sicheren Tod gleichgekommen. Und in Anbetracht der Leere in seinem Sauerstoffvorrat wäre William auch gestorben, wenn er am Kraterrand auf den Morgen hätte warten müssen.

Das ungute Gefühl, das ihn vor Stunden ereilt und auf den Heimweg gebracht hatte, war nicht vergangen. Im Gegenteil: Je näher William dem Klosterkrater gekommen war, desto dringender hatte er das Bedürfnis empfunden, dort zu sein. Gut möglich, dass dieses Drängen allein seiner Vorstellung entsprang, denn noch immer konnte der Mönch nicht benennen, warum es ihn so schnell zurück zog und was er dort erfahren mochte. Er wusste nur, dass es nichts Gutes war. Und er ahnte, dass es – was immer »es« auch sein mochte – auf ihn wartete. Zumindest hoffte er das.

Schon von weitem sah er, dass das Kloster hell erleuchtet war. Der Anblick versetzte ihm einen Stich, schien er seine Befürchtungen doch zu bestätigen. Williams Unruhe wuchs.

»Meister William«, begrüßte ihn Daniel Leslie atemlos, als er das Gebäude betrat, welches die letzten anderthalb Jahrzehnte seine Zuflucht gewesen war. Der Abt wirkte überrascht, ihn zu sehen. Als habe er nicht damit gerechnet. »Gut, dass Sie kommen. Wir haben ein kleines Problem …«

Mit wenigen, präzisen Worten beschrieb Leslie, was vorgefallen war. Er berichtete von Emma Kalanis Therapie, von der experimentellen Medikamentierung und ihren unvorhergesehenen Resultaten. Williams Augen wurden groß.

»Allem Anschein nach hat Dr. Kremers letzte Justierung der zu verabreichenden CC-4400-Dosis abermals einen gegenteiligen Effekt erzeugt. Vielleicht war der Lieutenant aber auch schon so nachhaltig geschädigt, dass eine korrekte Behandlung gar nicht mehr möglich war. Wie mir Doktor McAllister vor einigen Stunden mitteilte, könne

man beides nicht mehr ausschließen, da es für diese Behandlungsmethode eben noch keinerlei Referenzfälle gibt. ›Offenbar machen wir doch noch Geschichte‹, hat er gesagt. ›Wenn auch nicht so, wie wir es uns vorgestellt hatten.‹«

»Und Lieutenant Kalani hat Geiseln genommen, verstehe ich das richtig?« William schüttelte ungläubig den Kopf. Er musste an Ashkono Tregarde denken, an Dana Frost und seine anderen ehemaligen Schiffskollegen, die noch immer auf der STERNENFAUST Dienst taten. Wie es auch Kalani getan hatte.

»Korrekt. Schwester Kirchhoff, der Sicherheitsbeamte Michael Weston und Frida Gudmundsdottir befinden sich mit ihr im Zimmer. Und natürlich McAllister selbst. Er hat uns über den Vorfall informiert.«

Bei der Erwähnung der Novizin von Luytens Stern zuckte William zusammen. Befand sich also ein weiterer seiner Schüler in akuter Lebensgefahr – und das so kurz nach Mauritius Tod? Kein angenehmer Gedanke.

»Was haben Sie jetzt vor?«, fragte er.

»Was können wir überhaupt noch tun?«, erwiderte Leslie sichtlich ratlos. »Lieutenant Kalani ist bewaffnet und hat gedroht, Gewalt anzuwenden, sobald irgendjemand ihrem Zimmer zu nahe kommt. Zwar habe ich den Sicherheitsdienst mobilisiert, doch kann er nur bis auf einen gewissen Abstand an die Patientin rankommen, ohne das Leben der Geiseln zu gefährden. Die junge Frau kann Gedanken empfangen, so hat es McAllister zumindest vermutet. Nicht immer und nicht so buchstäblich, wie wir uns das vielleicht vorstellen – sie ist kein klassischer Gedankenleser –, aber sie empfängt zweifellos *etwas*. Und da erscheint es mir ratsam, ihr nicht zu nahe zu kommen. Wenn sie spürt, dass unsere Sicherheitsleute ihr auf die Pelle rücken … Gott allein weiß, wie sie dann reagiert.«

Leslie fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht. Er wirkte müde, erschöpft und ein wenig ratlos. »McAllister glaubt, sie wolle einen Telepathen sprechen, wissen Sie? Einen starken, erfahrenen Telepathen, der ihr helfen kann und ihr die verlorene Orientierung zurückgibt.«

William nickte. »Ich verstehe«, sagte er ruhig.

Leslie blickte ihn an. Für einen Moment schwiegen die beiden Männer, dann sagte er: »Ich kann Ihnen nicht raten, sich in Gefahr zu begeben, William.«

»Das müssen Sie nicht, Daniel. Ich weiß selbst nur zu gut, dass ich

nicht als erfahrener Telepath durchgehe. Aber Kalani weiß das nicht. Sie kennt mich nicht. Vermutlich bin ich die einzige Alternative, die wir jetzt noch haben.«

William senkte den Kopf und besah sich den Sandverband, den ihm die Entität verpasst hatte. »Es wird Zeit, dass ich mich dem stelle, was ich bin, und damit einen Unterschied bewirke. Das Schneckenhaus ist längst zu klein geworden.«

*

Und Kal-El konzentrierte sich. Oh, wie sehr er sich anstrengte. Seine Äuglein kniff er zusammen und sein Schnabel hielt die kleine Feder, welche Kara-Zorel ihm gegeben hatte und die angeblich zaubern konnte, so fest, als hinge sein Leben von ihr ab. Er breitete seine Flügel aus und tat, wie die Freundin ihm geheißen hatte. Langsam und gleichmäßig bewegte er seine Flügel auf und ab, wurde schneller und schneller, hektischer und hektischer. Es sah gut aus, genau so, wie es aussehen sollte.

Aber der kleine Kridan hob nicht ab.

Egal, was er tat, blieb er doch auf dem Ast hocken. Nicht einen Millimeter weit entfernten sich seine Krallen von dem Holz. Es ging einfach nicht.

Als Kal-El schließlich aufgab, ging sein Atem rasselnd, der Schweiß floss ihm aus allen Poren und benetzte sein Gefieder. Und Kara-Zorel blickte ihn an, als sei er ein rosa Elefant, der mit Kastanien jonglierte – ungläubig und … ja, und entsetzt.

»Ich hab dir ja gesagt, dass es nicht geht«, sagte Kal-El leise und reichte ihr die Zauberfeder zurück.

Die Kridan schwieg eine Weile und starrte ihn an, als erwarte sie eine Erklärung, die Kal-El ihr nicht geben konnte. »So etwas habe ich noch nicht gesehen«, murmelte sie dann, und Kal-El spürte eine Veränderung in ihrem Tonfall. Sie klang anders als zuvor, zumindest empfand er es so. Irgendwie fremder, als habe sie sich weiter von ihm entfernt. Als sei sie innerlich auf Distanz gegangen.

»Noch nie«, fuhr sie fort. »Kal-El, du bist vermutlich der einzige Kridan von allen, der nicht fliegen kann.« Dann legte sie den Kopf in den Nacken und lachte schallend, lachte über ihn. Kal-El stand einfach da und ließ es geschehen, doch innerlich bebte er vor Scham und Entsetzen.

Dann brach sie auf. Sie müsse unbedingt zu ihren Freundinnen, sagte sie noch, um ihnen zu erzählen, was für ein Freak doch im Wald Krüptonna

wohne. Und sie verschwand, ohne ein weiteres Wort. Ohne zu fragen, ob Kal-El das überhaupt wollte.

Der junge Kridan blieb allein auf dem Ast zurück, und dort saß er noch lange. Er dachte nach – über Kara-Zorel und die Zauberfeder, über seinen Vater und dessen Ansprüche. Und über seine, Kal-Els, eigene Erwartungen. Er war noch zu jung, um ganz zu verstehen, was er da empfand, aber er wusste, was er als normal ansah, und was nicht. Und er begriff, dass er nicht normal war. Nicht in seinen Augen, und auch nicht für andere. »Freak« hatte sie ihn genannt, und auch wenn das ein harter Begriff gewesen war, zweifelte Kal-El keine Sekunde mehr daran, dass er auf ihn zutraf. Er war *ein Freak, eine unnütze Laune der Natur*.

Dann hob er einen seiner Krallenfüße vom Ast und machte einen Schritt nach vorn. Wind wehte darum, während er den Fuß ins Leere hielt. Kal-El blickte kurz nach unten, sah den Erdboden viele Meter unter sich, und fragte sich, wie lange er wohl fallen würde und ob der Aufprall gar zu sehr schmerzte.

Und er ließ den zweiten Fuß dem ersten folgen.

Liebe Kinder, wir haben euch diese Geschichte nicht erzählt, um euch traurig zu machen. Im Gegenteil: Habt kein Mitleid mit unserem kleinen Kridan. Er selbst ist Schuld an seinem tragischen Ende – denn, und jetzt passt genau auf, er *hat aufgegeben. Kal-El hat sich von seinen Behinderungen, seinen persönlichen Nachteilen beherrschen lassen. So sind die Kridan, sie denken nicht nach, sondern reagieren instinktiv und impulsiv. Und damit liegen sie oft falsch.*

Sei kein Kridan, Menschenkind! Lerne und beherzige, dass du – genauso wie du bist – einzigartig bist. Und deinen ganz eigenen Wert hast.

Auszug aus dem Buch »Flieg, Kridan, Flieg – Sagen aus Matlanor« Hrsg. von Dr. Henry Huffman. Writer Publishing, New York. Erstmals erschienen im Jahr 2235. (Das Werk wurde infolge vehementer Proteste kurz nach Erscheinen wieder vom Markt genommen und bis heute nicht neu aufgelegt. In einem viel beachteten Prozess warf man dem Verlag die Verbreitung rassistischen Gedankenguts und Volkshetze vor. Außerdem seien die Kridan völlig falsch und unsinnig simplifiziert dargestellt worden. Writer Publishing wehrte sich juristisch gegen diese Anklagen, zog jegliche Ansprüche jedoch zurück, nachdem die Presse kurz nach Beginn des sich anschließenden Gerichtsverfahrens dem Autor Dr. Henry Huffman Kontakte zu xenophoben Splittergruppen der Organisation Pro Humanity nachweisen konnte.)



»Ich bin ein riesiger Idiot«, murmelte William Beaufort und bemühte sich, sich nicht zum vierten Mal an der niedrigen Decke des Lüftungsschachtes zu stoßen.

Der Christophorer hatte sich mit Daniel Leslie besprochen und alles in Erfahrung gebracht, was der Abt über die Pilotin und die Situation im Inneren des Krankenhauses wusste. Dann war er in einen Gleiter gestiegen und zur Brüderschule geflogen, die auf der dem Kloster gegenüberliegenden Seite des St.-Garran-Kraters lag und der das Krankenhaus angegliedert war. William hatte die Schule durch einen Seiteneingang betreten, sich auf den Flur begeben, der neben dem Hospitaltrakt lag, und war dort in einen der Lüftungsschächte gestiegen. Das lag nun etwa fünfzehn Minuten zurück und William bereute es. Sehr.

Was will ich hier eigentlich?, fragte er sich nicht zum ersten Mal, während er flach ausgestreckt durch das enge, rechteckige Rohr robbte. *Was soll das bringen? Als ob Kalani ruhig daneben stehen würde, wenn ich in ihrem Zimmer aus der Lüftung plumpse! Wenn sie nur halb so paranoid ist, wie Daniel sagt, wird sie ohne zu zögern schießen. Und zwar auf mich! Genauso gut könnte ich auch an der Vordertür klopfen.*

Er musste sich wieder in Erinnerung rufen, dass er hier durch den Schacht robbte, weil Emma Kalani die Tür von innen verbarrikadiert hatte. Weston hatte auch einen Thermostrahler gehabt, mit dem sie den Schließmechanismus der Tür zerschmolzen hatte – man hatte bereits versucht, die Tür aufzuschweißen, doch das würde noch eine Weile dauern. Ganz davon abgesehen, dass Kalani das höchstwahrscheinlich als Angriff gewertet hätte. Kam er durch den Lüftungsschacht an das Zimmer heran, bestand wenigstens eine Spur Hoffnung, nämlich die, dass Emma so von den Versuchen an der Eingangstür zu ihrem Zimmer abgelenkt war, dass sie bei aller Voraussicht, die sie in ihrem Zustand besitzen mochte, nicht darauf achtete, ob jemand durch den Luftschacht in ihr Zimmer gekrochen kam.

Einen Fluch auf den Lippen, kroch William weiter. Zentimeter für Zentimeter kämpfte er sich vor, und jede Bewegung war ein Sieg über die Enge und den Verstand, der ihn immer wieder an die Unsinnigkeit seines Tuns erinnerte. William war nie sonderlich klaustrophobisch veranlagt gewesen, aber jetzt spürte er, wie die

Platzangst nur darauf wartete, ihn gänzlich anzufallen und nicht mehr aus ihren Klauen zu lassen. Er atmete tief und gleichmäßig, um sie zu unterdrücken, doch es gelang ihm nur zum Teil.

Der Schacht maß etwa sechzig mal vierzig Zentimeter und war nahezu stockfinster. Kleine, vergitterte Öffnungen, die in unregelmäßigen Abständen auftauchten, führten in die einzelnen Zimmer des Hospitals und ließen ein wenig Licht hinein, doch reichte es bei weitem nicht aus, um den Schacht nennenswert zu erhellen. William robbte durch Dunkelheit.

»Der Weg vom Vergangenen zum Werdenden muss selbst gefunden und selbst beschritten werden«, murmelte er und äffte den ausdruckslosen Tonfall der Entität nach, die ihm auf dem Pilgerpfad begegnet war. »Na, als Weg würde ich das hier eher nicht bezeichnen …!«

Vermutlich bin ich ohnehin schon längst irgendwo falsch abgebogen und krieche in eine ganz falsche Richtung. Am besten mache ich kehrt und lasse es bleiben. Sollen sich doch die Sicherheitsleute um diese Sache kümmern. Die haben mehr Erfahrung in solchen Dingen.

Doch dem war nicht so, und William wusste es genau. Mit Geiselnehmern konnten die Wachmänner und -frauen der Anlage vielleicht umgehen, doch gegen eine Telepathin kamen auch sie nicht an. Zumindest glaubte er das.

Und wer sagt mir, dass ich es kann, he?, fragte er sich in Gedanken. *Das ist Selbstmord, nichts weiter. Als ob* ich *einer Wahnsinnigen helfen könnte!*

Vielleicht wäre es einfacher, wenn er Emma Kalani schon auf sein Kommen vorbereitete. Wenn sie wüsste, dass er in friedlicher Absicht kam und ebenfalls über die Gabe verfügte, die zu verlieren sie hergereist war, würde das eventuell eine Basis schaffen, auf der sie ihr Gespräch aufbauen konnten. Aber wie sollte William sie erreichen? Eine Kom-Konsole würde er in diesem Lüftungsschacht wohl vergebens suchen.

Du weißt genau, wie, sagte ihm seine innere Stimme plötzlich. *Menschen wie Kalani und du brauchen keine Kom-Konsolen, um miteinander in Kontakt zu treten.*

William hielt inne. Allein im dunklen Schacht, eingeengt und orientierungslos, erkannte er, dass es keinen Weg zurück mehr gab. Dies war der Moment – und wenn er diesen Weg, den er gewählt hatte, wirklich beschreiten wollte, dann musste er tun, was immer in seiner Macht stand. Er hatte Daniel gesagt, dass sein Schneckenhaus

zu klein geworden war. Es wurde Zeit, dass er den Worten Taten folgen ließ.

William zitterte. Sein Körper fühlte sich mit einem Mal krank an, kalt und unbequem. Panik wallte in ihm auf, leicht und dünn, aber dennoch präsent. Der Christophorer dachte an das Erlebnis von vor fünfzehn Jahren, und die Angst schnürte ihm kurzzeitig die Kehle zu, raubte ihm den Atem. Aber er stellte sich ihr. Dieses Mal würde er nicht zurückweichen, koste es ihn, was es wolle.

Das war sein Weg. Das war es, was er heute war. Und William Beaufort wollte verdammt sein, wenn er sich weiterhin an die Vergangenheit klammerte und dadurch seine Gegenwart opferte. *Dinge, die man nicht ändern kann, kann man nicht ignorieren*, schoss es ihm durch den Kopf. *Man muss sie akzeptieren, irgendwann. Sonst verliert man sich selbst.*

Meister William öffnete seinen Geist.

Er wusste nicht, wie es ging. Niemand hatte es ihm gezeigt und auch er selbst hatte nur sehr vage Vorstellungen davon, wie er seine telepathischen Fähigkeiten richtig einsetzte. Laut Doktor Tregarde hätte er das gar nicht tun können.

Alles, was er wusste, war, dass er es wollte. In diesem Moment – und vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben – wollte er es.

Und das genügte.



William sah *eine Wiese, grün und voller Blumen. Zwei Menschen lagen darauf, auf einer Decke mit sich selbst beschäftigt. Er war einer von ihnen.*

William sah *eine finstere Seitengasse auf einem wenig gastlichen Planeten. Gedrungene Schlägertypen umkreisten einen Menschen in Technikeruniform. Der Atem des Mannes ging rasselnd, und sein Blick flehte um Gnade. William war dieser Mann.*

William sah *eine Kirche auf einem Berg, fern von jedem Ort, den er gekannt hätte. Ein Mann stand in ihr, die Hände zum Gebet gefaltet. Doch zwischen seinen Fingern floss Blut hervor, dicke Tropfen. William spürte, wie sich die Rasierklinge immer tiefer in seine Handflächen bohrte.*

All dies sah er, all dies *war* er – jetzt und gleichzeitig. Sein Geist war ein Meer geworden, und wohin er sich auch wandte, sah er neue Inseln, neue Strömungen. Kannte sie, obwohl er sie nicht kannte. Und mitten unter ihnen war Emma Kalani, die Quelle aller Eindrücke und

Bilder.

Der Christophorer konzentrierte sich auf ihren Geist. Er versuchte, sie aus all dem Lärm und tosendem Rauschen herauszufiltern, wollte nur sie sehen, nur sie sein. Und obwohl er keine Erfahrung hatte und rein instinktiv handelte, gelang es ihm.

Ich komme in Frieden, dachte er in ihren Verstand, in das Chaos aus Gedanken und Emotionen hinter ihrer Stirn – dann explodierte sein Geist!

Mit unbändiger Wucht strömte Emmas Bewusstsein auf ihn ein. Gnadenlos und unaufhaltsam prasselten Eindrücke und Gefühle auf ihn herab, rissen ihn aus dem mentalen Gleichgewicht. William wusste nicht, was mentale Schilde waren und wie man sich gegen die Flut fremder Gedanken wehrte. Und dieser Mangel wurde ihm nun zum Verhängnis.

Fast.

Irgendwann war es vorbei. Keuchend und am ganzen Leib zitternd, kam der Mönch wieder zu sich. Was war geschehen? Hatte Kalani aufgegeben? Er wusste es nicht, wollte es auch gar nicht wissen. Er wusste nur, dass er ihr nicht helfen konnte. Dies war ein Kampf, den erfahrene Telepathen führen mussten, nicht er.

William schickte sich gerade an, zurück zum Ausgang zu robben, als er hinter sich ein hämisches Lachen hörte. Er erkannte die Stimme sofort.

Sie gehörte Mauritio Abbo.

*

»Immer noch der gleiche alte Feigling, ja?«

Abbo klang hämisch, lauernd. Williams Herz setzte einen Augenblick aus.

»Wo bist du?«, fragte der Christophorer keuchend.

»Gleich hinter Ihnen, Meister«, kam die Antwort. »Ich hatte Ihnen ja versprochen, dass ich Sie holen komme. Und jetzt warte ich nicht länger.«

»Das … das ist absurd. Mauritio Abbo ist tot, gestorben auf Vesta. Was ich hier höre, ist nichts weiter als das Produkt meiner Fantasie, eine Gestalt aus meinen Albträumen.«

Abermals lachte die Stimme. »Ach ja? Und träumen Sie etwa im Moment?«

Nein, dachte William, und es war ihm, als lege sich abermals eine eiserne Hand um sein Bein. Eine Hand, die ihn ins Verderben ziehen wollte. *Nein, ich träume nicht. Aber genauso wenig bist du real. Ich muss eine Nachwirkung der telepathischen Verbindung zu Emma Kalani erleben, das ist es. Abbo ist nicht hier, ich halluziniere!*

William schluckte trocken, bemühte sich, seine zitternden Hände unter Kontrolle zu bekommen, und robbte weiter. Nach vorne. »Mach, was du willst«, flüsterte er der Stimme zu, trotzig und mit dem Mut der Verzweiflung. »Ich habe zu tun. Ich bin nicht du.«

Die eiserne Hand griff noch fester zu. »Aber was Sie tun ist sinnlos. Sie selbst waren der Meinung, Emma nicht helfen zu können. Hat Sie Ihr kleiner geistiger Spaziergang nicht darin bestätigt?«

»NEIN!«, schrie William erbost und schüttelte sie ab. »Hat er nicht. Denn das Leben ist kein Wunschkonzert. Vor wenigen Stunden hat mir ein Wesen, das es besser weiß, die Augen geöffnet. Es geht nicht darum, was ich möchte. Idealzustände sind Illusionen. Was zählt, ist, wie man mit der Realität umgeht. Wie man die Karten, die einem das Leben gibt, am besten ausspielt.«

Die Stimme schwieg. Und je weiter William Beaufort dem Krankenzimmer von Emma Kalani entgegenkroch, desto überzeugter war er davon, dass sie nie wirklich da gewesen war.



Schon lange, bevor er die Luke des Lüftungsschachtes geöffnet hatte, die in Emmas Zimmer führte, spürte er ihren Zorn. Sie wusste, dass er kam. Und sie war nicht gerade begeistert darüber. *War wohl nichts mit der Ablenkung durch die Jungs von den Sicherheitsbehörden am Schott*, dachte William missmutig.

Er hoffte nur, dass sie nichts Unüberlegtes tat. Um seinetwillen, und wegen der Menschen, die sich bei ihr befanden.

Ein Mensch … war sie das überhaupt noch? William wusste es nicht zu benennen, aber irgendein bis dato unbekannter sechster Sinn sagte ihm, dass an der jungen Frau, die ihn dort hinten erwartete, nur noch wenig wirklich menschlich war. Und dieser Gedanke machte ihn traurig.

Schließlich erreichte er das Ziel seines unbequemen Weges. Durch das Lüftungsgitter sah er Frida und McAllister, Kirchhoff und Weston. Es ging ihnen gut, allem Anschein nach. Die Paramedic wirkte ein

wenig benommen, kümmerte sich aber um den regungslos am Boden liegenden Wachmann. Und mitten im Raum stand Emma Kalani, den Nadler fest umklammert, und starrte ihm, William, entgegen.

»Ich komme jetzt raus«, kündigte er an, und es klang blechern in der Enge des Schachtes. »Oder rein, je nachdem.«

Dann stieß er das Gitter fort, welches scheppernd zu Boden ging, kletterte mit den Füßen voran durch die Öffnung und kam im Zimmer zu stehen. Die Hawaiianerin reagierte mit einem angriffslustigen Lächeln im wilden Gesicht, sagte aber nichts und wartete ab. William nahm an, dass sie zweifelte. Und das deutete er als gutes Zeichen, immerhin hatte sie noch niemanden getötet.

»Mein Name ist William Beaufort, und ich bin ein alter Freund von Dana Frost«, stellte er sich vor. »Ich bin hier, weil ich glaube, Ihnen helfen zu können, Lieutenant. Nicht mit Medikamenten und warmen Worten, sondern *wirklich* helfen. Ich möchte Ihnen zeigen, wie Sie mit dem, was Ihnen gegeben wurde, richtig umgehen können.«

Emma schüttelte den schweißnassen Kopf, erst langsam, dann immer schneller werdend. Sie ließ einen leisen Jammerlaut hören, immer in gleicher Tonlage, der schließlich in einen Singsang aus Worten überging. »Ich will nicht lernen. Ich will nicht umgehen. Ich will, dass es aufhört. Dass es wieder wie früher wird.«

»Das verstehe ich«, sagte er und nickte. Er verstand es wirklich. »Sie ahnen gar nicht, wie gut. Aber das wird es nicht. Weder auf diesem, noch auf irgendeinem anderen Weg. Das Einzige, was Sie mit diesen Maßnahmen erreichen, ist, sich selbst noch größeren Schaden zuzufügen. Akzeptieren Sie, was Sie sind, Emma.«

Großmaul, dachte er plötzlich. *Noch vor einem halben Tag hättest du jeden verachtet, der dir gegenüber so gesprochen hätte.*

Aber er hatte sich verändert. Seitdem war viel geschehen.

»Ich bin Ihnen sehr ähnlich, Emma«, fuhr er fort, langsam und mit sanfter Stimme. »Auch ich habe mich lange Zeit vor dem versteckt, was ich eigentlich bin. Und es hat mich krank gemacht. Aber jetzt nicht mehr. Ich habe gelernt, mich mit mir selbst abzufinden. Und ich bin gekommen, damit Sie nicht ähnliche Fehler begehen, wie ich sie fünfzehn Jahre lang begangen habe.«

Regungslos blickte Emma ihn an. William sah, wie es hinter ihren Augen arbeitete, und er hoffte, dass sie ihm glaubte. »Ich kenne Ihr Schiff«, sagte er leise. »Besser gesagt dessen Vorgänger, die STERNENFAUST II. Ich war jahrelang Teil der Besatzung, genau wie Sie es jetzt sind. Und ich verstehe, warum Sie dorthin zurückkehren

möchten. Lassen Sie mich Ihnen dabei helfen.«

Langsam senkte die Pilotin ihre Waffe. William hörte, wie Frida Gudmundsdottir erleichtert ausatmete. »Und wie?«, fragte Emma weinerlich.

Der Mönch lächelte. »Sie haben nach jemandem verlangt, der das Tosen in Ihrem Kopf beendet«, sagte er fest. »Nun, hier bin ich.«



»Öffnen Sie Ihren Geist, Emma.« Williams Worte drangen wie aus weiter Ferne an ihr Ohr. Und die Hawaiianerin gehorchte ihnen. Sie wusste nicht, was sie tat und wie sie seinem Wunsch entsprechen konnte. Ihr Verstand war wie ein Schweizer Käse, voller Löcher und Lücken, wo eigentlich Informationen hätten sein sollen, und voller Erfahrungen, die nicht ihre eigenen waren. Sie handelte einfach instinktiv, ließ den Rest ihres Selbst, der noch in ihr verblieben war, die Oberhand gewinnen und gab sich – mehr erschöpft denn willentlich – dem Strom der Gedanken hin. Bilder zogen an ihrem geistigen Auge vorbei, schnell wie die Insassen eines endlos laufenden Karussells.

Und dann kam William.

Mit einem Mal war der Mönch in ihrem Kopf, fand sie – die wahre, wirkliche Sie – in den hintersten Winkeln ihres Geistes. Wie ein leuchtender Fixstern stand er plötzlich inmitten des wilden Trubels hinter ihrer Stirn, unberührt von dem dort lodernden Chaos. Emma sah ihn vor ihrem geistigen Auge so deutlich, als hätte sie ihre richtigen Augen nicht längst geschlossen. William-in-Gedanken streckte seinen Arm aus und reichte ihr die Hand, eine schon nahezu väterliche Geste. »Kommen Sie, Emma«, sagte er freundlich und fest, »lassen Sie uns einen Weg aus diesem Wahnsinn finden.«

Emma-in-Gedanken ergriff die Hand und umklammerte sie, als wäre sie ein Rettungsring. »Aber wie?«, fragte sie und zitterte vor Angst und Erschöpfung. »Es gibt keinen Ausgang mehr. Das hier ist alles, was noch existiert.«

»Das stimmt nicht«, widersprach er sanft. »Und wenn Sie mir so ähnlich sind, wie ich vermute, haben Sie das auch schon längst erkannt.«

Emma spürte, wie er an ihrer Hand zog, sie in das Chaos aus Bildern und Erinnerungen ziehen wollte, und sie versteifte sich. »Was

… Nein, da kann ich nicht hin. Da ertrinke ich, werde weggespült von der Flut des Fremden!«

»Vertrauen Sie mir, Lieutenant«, sagte William und fasste ihre Hand noch fester. »Keine Angst. Ich kenne den Weg.«

Sie schüttelte den Kopf, störrisch und voller Sorge: Nein, das war falsch! So etwas konnte er nicht sagen, nicht versprechen. Niemand konnte das. Sie war hier gefangen, eingesperrt in ihrem eigenen Verstand, während ihr Körper und Geist unter der Wucht der auf sie einströmenden Fremderfahrungen zusammenzubrechen drohten. Emma war nicht mehr in Kontrolle, sie war nur mehr Zuschauerin – machtlos auf das Ende wartend. Und doch behauptete er …

Abermals zog William an ihr, drängte sie zum Schritt in das Chaos.

Und Emma riss sich los.

Im nächsten Augenblick fand sie sich in dem brennenden Haus wieder, das sie schon einmal gespürt hatte. Sie wusste jetzt, dass es auf Nimban IV stand, einer kargen und unbedeutenden Siedlerwelt, auf der sich nur die härtesten Glücksritter eine Existenz aufbauen wollten. Sie wusste, dass sie Rick hieß und dieses brennende Inferno ihr Heim gewesen war. Und der Ort, an dem die Liebe ihres Lebens starb.

»Rick! Rick, hilf mir!«

Katies Stimme war schwächer geworden. Sie keuchte jetzt mehr als dass sie noch sprach, stets von starken Hustenanfällen unterbrochen. Emma konnte zwar die Richtung ausmachen, aus der sie kam, aber nichts mehr sehen, denn dicke schwarze Rauchschwaden raubten ihr jegliche Sicht.

Sie war machtlos angesichts der feurigen Zerstörung, die sie umgab. Mehrfach hatte sie versucht, sich dann eben blind zu Katie durchzuschlagen, doch sie hatte sich nur noch tiefer in dem Chaos aus Hitze, Qualm und Flammen verlaufen, in dem es kein Links und rechts mehr gab und der nahende Tod allgegenwärtig zu sein schien.

Und sie hörte Katie beim Sterben zu.

Aus dem Husten wurde ein Röcheln, aus den flehenden Worten ein verzweifeltes Wimmern. Und schließlich ein Vorwurf.

»Verrecke doch!«, flüsterte Katie noch, und unbeschreibliche Enttäuschung schwang in diesen beiden Worten mit. Dann verstummte sie für immer.

Und aus den Flammen trat ein Mann. William.

»Nehmen Sie meine Hand, Emma«, schrie er ihr zu, und die Funken

schienen ihn nicht im mindesten zu betreffen. »Bleiben Sie bei mir, sonst gehen Sie verloren!«

Emma sah ihn und wich abermals zurück.

Dann war die Mauer da. Abermals fand Emma sich in der Erinnerung des unbekannten Mechanikers wieder, spürte die Hand des Mannes, den sie Tyler genannt hatte, in ihrem Nacken und die kräftigen Hände eines zweiten an ihren Handgelenken. Wehrlos ließ sie es geschehen, dass ihr Gesicht gegen die kalte und raue Oberfläche der Wand gepresst wurde, fester und immer fester. Sie spürte, wie ihre Nase knackend brach und sich ein Schwall warmen Blutes über ihr Gesicht ergoss. Kalter Stein legte sich gegen ihre Zähne, ihre Brauen, ihre Stirn, und zauberte ein Muster aus Abdrücken und Quetschungen auf ihre Haut. Vernichtete das, was der Mechaniker, in dessen Geist sich Emma gerade befand, einmal optisch gewesen war. Der Schmerz war unerträglich.

Und wieder erschien William.

»Sie dürfen sich nicht fürchten, Lieutenant«, rief er ihr zu. »Niemand sonst kann Ihre Dämonen für sie besiegen. Wenn Sie sich ihnen stellen und sie anerkennen, dann lernen Sie auch, sie zu beherrschen! Kommen Sie zu mir.«

Abermals gehorchte sie nicht. Furcht vor dem, was auf sie wartete, lähmte ihren Willen.

Plötzlich fand sie sich in einem Treppenhaus auf Vesta wieder. Sie erkannte die Szene sofort. Dies war Mauritios Tod, hier war der junge Christophorer-Novize gestorben. Maury.

Es war dunkel und roch nach Ozon. Staubpartikel lagen in der Luft, beeinträchtigten das Atmen und ließen sie husten. Das Grollen einer soeben erst verklungenen Explosion dröhnte noch in ihren Ohren, und fremde Hände griffen nach ihren Armen, wollten sie fortzerren von diesem Ort des Todes und der Gefahren. »Nein«, schrie Emma auf und wehrte sich dagegen. Wild schlug sie gegen die Arme der Helfer, wehrte einen Zugriff nach dem anderen ab. »Nein ich gehe nicht! Nicht dieses Mal. Ich muss ihm helfen!«

»Lieutenant«, hörte sie einen der Pfleger beschwörend auf sie einreden. »Seien Sie doch vernünftig. Sie können hier nichts mehr tun, Ihr Freund ist tot.«

Aber war er das wirklich? Maury war damals zurückgeblieben, um eine Mitpatientin aus der Gefahrenzone zu tragen. Er hatte gespürt – und zwar auf telepathische Weise –, dass die Frau noch gelebt hatte, hatte sie aufgehoben und getragen, doch die Last war zu schwer für

ihn gewesen.

Und dann war die Welt explodiert und hatte das Chaos hinterlassen, in dem sich Emma-in-Gedanken nun wiederfand. Sie sah einen Arm in einem roten T-Shirt, der aus den Trümmern dessen, was eben noch eine Wand gewesen war, hervorschaute. Und sie wusste, dass die Pfleger recht hatten. Maury war tot, und nichts, was sie tat oder wünschte, würde daran etwas ändern.

Oder … etwa doch?

Emma stockte der Atem, als der schlaff herabhängende Arm plötzlich zuckte. Erst langsam und kaum sichtbar, dann jedoch immer stärker und intensiver werdend, regte sich der halb unter den Gesteinsmassen begrabene Körper des jungen Novizen. Die Hand, die eben noch so leblos gewirkt hatte, stützte sich auf und stemmte den Leib in die Höhe. Steine rollten herab, Staub wirbelte auf und es knirschte und knarrte überall. Dann stand er vor ihr: Mauritio Abbo. Seine Haare waren zerzaust und mit einer grauen Staubschicht bedeckt, Schweiß, Dreck und Blut verschmierten sein Gesicht – aber er lebte. Obwohl Emma doch etwas ganz anderes gespürt hatte.

»Maury, du …«, begann sie, fassungslos vor Freude. Dass dieser Teil der Geschehnisse längst nicht mehr ihren eigenen Erinnerungen entstammen konnte, wunderte sie gar nicht. Zu sehr war sie von dem gefesselt, was sich vor ihrem geistigen Auge abspielte. Abbo lebte!

Der Novize hustete, dann richtete er seinen Blick auf sie. In seinen Augen brannte ein Feuer, das Emma Kalani noch nie an ihm gesehen hatte. Sie erkannte es sofort. Es war der Hass.

»Du hast mich zurückgelassen, Emma«, sagte Maury leise. »Einfach hier liegen gelassen, während dich die Pfleger fortbrachten.«

Die Pilotin traute ihren Ohren kaum. »Ich habe … du warst tot, Maury. Verstehst du? Ich konnte nichts mehr für dich tun.«

»Sehe ich etwa so aus, als wäre ich tot?«, fragte er lauernd und machte einen Schritt auf sie zu. Langsam hob er die Hände. »Hm? Sieht so jemand aus, der soeben gestorben ist? Eine feine Freundin bist du! Wir teilten dasselbe Schicksal, dieselbe Last, und doch hast du mich einfach aufgegeben, als ich mir nicht mehr selbst helfen konnte.«

Kalanis Unterlippe zitterte. »Das ist nicht wahr«, stieß die junge Frau hervor, während ihr Tränen in die Augen stiegen. »Ich habe gespürt, dass du nicht mehr da warst. Genauso, wie du gespürt hast, dass die Frau noch lebte, die du retten wolltest. Ich habe es gewusst.«

»Sagt die Emma Kalani, die sich so vehement gegen ihre

empathische Begabung auflehnt, dass sie sie am liebsten aus ihrem Geist reißen würde«, spottete Maury.

Seine ausgestreckten Hände näherten sich ihrem Gesicht, legten sich auf ihren Kopf, drückten zu. Hart wie Stahl. »Die Emma, die sich sogar auf experimentelle Medizin einlässt, um loszuwerden, was sie nicht haben will«, fuhr er knurrend fort. »Und *du* wagst es, dich jetzt auf einmal auf deine Telepathie zu berufen? Ausgerechnet du?«

Emma verstand die Welt nicht mehr. Verzweifelt versuchte sie, sich aus Maurys stählernem Griff zu winden, doch je mehr sie an seinen Armen zerrte und zog, desto fester pressten sich seine Hände auf ihren Kopf. Der Druck wurde fast unerträglich. »Maury, lass das!«, flehte sie, hoffnungslos überfordert von dieser Situation, die sie weder kannte, noch verstand. »Du tust mir weh!«

»Ach«, flüsterte er und beugte sich ganz dicht an ihr Ohr herab. »Und mir hat das hier nicht weh getan, oder wie?«

Emma schloss die Augen und ergab sich seinem Griff, seinem Willen.

Seinem Zorn.

*

»Das ist nicht Mauritio Abbo.«

Das war Williams Stimme! Ruhig und fest wie immer. Und der Druck ließ nach.

Die Hawaiianerin öffnete die Augen wieder. Beaufort stand inmitten der Ruinen des einstigen Treppenhauses und sah abermals so aus, als wäre er gar nicht wirklich da. Der Rauch und der Staub schienen ihm nichts anzuhaben. Als wäre er unsichtbar, glitten sie einfach durch ihn durch, prallten an ihm ab.

»Das ist nicht Maury«, wiederholte der Mönch und machte einen Schritt auf den vermeintlich Wiederauferstandenen zu. »Es hat nichts mit ihm gemeinsam.«

Abbo kicherte. »Der weise Meister. Immer auf der Suche nach Antworten.«

»Ich verstehe nicht«, murmelte Emma.

»Erinnern Sie sich an dieses Ereignis, Lieutenant?«, fragte William, ohne die Augen von dem Novizen abzuwenden.

Emma nickte. »Natürlich. Es war auf Vesta. Eine Explosion, und dann wurde Maury unter den Trümmern begraben …«

William winkte ab und deutete auf den jungen Mann vor ihnen. »Aber erinnern Sie sich auch an das hier? Daran, dass er wieder aufgestanden ist?«

Sie schüttelte den Kopf. Er *konnte* gar nicht mehr aufgestanden sein, immerhin hatte sie gespürt, dass es um ihn geschehen war! »Nein.«

»Und ich sage Ihnen, warum.« William schnaubte verächtlich. »Weil das hier nicht länger Ihre Erinnerung ist. Es ist gar keine. Der Raum mag aus Ihrem Geist stammen, Lieutenant, aber dieser Mann«, dabei deutete er abermals auf den Novizen, »stammt aus meinem. Er ist mein Schuldgefühl, das ich seit Mauritios Tod mit mir herumschleppe. Und vielleicht auch Ihr Schuldgefühl.«

»*Wie?*«

»Unser Bewusstsein hat sich verschmolzen«, fuhr William fort. »Sie und ich, Emma, teilen im Moment einen Geist. In der Realität sind wir zwei Körper, die in einem Zimmer auf Sirius III stehen, doch in Gedanken sind wir momentan eins.«

Langsam wandte er sich von dem reglos da stehenden Novizen ab und ging auf die junge Pilotin zu. »Wir müssen ihn loslassen, Emma. Sie diesen Ort, und ich diesen Mann. All dies ist Vergangenheit – und nichts, was wir tun, kann sie noch beeinflussen. Was passiert ist, ist passiert.« Dann war er heran und legte ihr fürsorglich einen Arm um die Schultern. »Was wir hier sehen und erleben, ist nur Einbildung. Es ist nicht real. Was soll es uns also kümmern?«

Er lächelte. Ein offenes, gütiges Lächeln. Wie ein Leuchtturm in einer stürmischen Nacht, versprach es Heimat. Sicherheit.

Und Emma nickte.

*

Gleißende Helligkeit überall. Licht umgab sie, floss plötzlich um ihren Körper – ein einziges, strahlend weißes Nichts. Emma schwebte in ihm, und William Beaufort war an ihrer Seite, hielt sie fest. Sicher.

»Wo sind wir?«, fragte sie erschrocken.

William lachte. »Ich vermute, ein Was wäre eher angebracht. Was sind wir? Und ich glaube, diese Frage kann ich beantworten: ruhig.«

Emma sah ihn verwundert an, doch sie verstand. »Die Schmerzen in meinem Kopf sind verschwunden.«

»Weil Sie sie zugelassen haben«, sagte der Christophorer und nickte. »Sie – und ich – haben akzeptiert. Und das hat das Chaos beendet, in

dem wir gefangen waren.«

Ungläubig fuhr sie zurück. »Für immer? Sie meinen, ich bin geheilt? Das war alles?« Ein irreales Gefühl der Hoffnung ergriff sie, und doch zögerte sie instinktiv, sich ihm gänzlich hinzugeben.

»Ich weiß es nicht«, antwortete William achselzuckend. »Um ehrlich zu sein, weiß ich wenig mehr über diese Empathie oder Telepathie als Sie. Es würde mich aber wundern, wenn wirklich alles ›wieder gut‹ wäre – wie Sie es sich wohl wünschen.«

»Aber warum?«, hakte sie nach. »Ich fühle mich gut. Mein Geist ist frei von allem, was nicht dazu gehört. Ich bin wieder ich!«

»Das waren Sie immer, Emma«, erwiderte er sanft. »Sie haben sich nur weiterentwickelt. Gut möglich, dass es Situationen gab, in denen Sie sich selbst nicht mehr wiedererkannten«, fügte er hinzu, als sie zu protestieren ansetzte, »und Ihr Körper oder Verstand auf Arten reagierte, die Sie in bewusstem, kontrollierten Zustand nie zugelassen hätten. Aber dennoch waren Sie es, niemand sonst hat Ihren Platz eingenommen.«

»Das kann nicht sein«, begehrte sie auf. »Ich … ich habe mich selbst verloren. Ich habe aus nächster Nähe auf einen wehrlosen, unbewaffneten Mann geschossen und ihn für Stunden seiner Sinne beraubt! So etwas würde ich doch nie tun!«

»Die Emma, die Sie kennen, würde es nie tun, richtig. Aber die Emma, die Sie kennen, ist ein Idealbild aus der Vergangenheit. Mir ging es genauso. Ich habe jahrelang zu ignorieren versucht, was ich geworden war. Erst, als ich die Erkenntnis dessen zuließ, ging es mir besser. Erst so war ich in der Lage, Sie in Ihrem mentalen Verlies aufzuspüren und Ihnen dabei zu helfen, Ihre eigenen Dämonen zu besiegen. Bin ich deswegen wieder der, der ich einst war? Nein, ganz im Gegenteil. Ich hoffe, ich kann das auch auf längere Sicht akzeptieren. Aber ich habe mir vorgenommen, mich nicht länger vor dem zu verstecken, was ich bin. Und ich wünsche mir, dass es Ihnen ähnlich geht, Lieutenant.«

Emma schluckte. »Werde ich je wieder fliegen können?«, fragte sie leise.

William hob die Schultern. »Wer weiß? Und was macht das schon? Selbst wenn nicht: Das Universum ist groß. Da finden sich auch noch andere Sachen, die Sie – die neue, aktuelle Emma – machen können. Solange Sie bereit sind, Vergangenes ziehen zu lassen. Wer klammert, kann nur verlieren.«

Eine Weile lang schwiegen sie, zwei Geistwesen in einem Meer aus

Licht und Weiß, jedes mit seinen eigenen Gedanken und Eindrücken beschäftigt. Dann fragte Emma: »Und was geschieht jetzt?«

»Jetzt kehren wir zurück in die Wirklichkeit, einverstanden?«

Sie schauderte bei dem Gedanken. »Sie meinen in die wahre Welt? Dorthin, wo schreckliche Dinge passieren können? Dinge, die uns verändern?«

William nickte. »Das ist die einzige, die es gibt.«

»Okay«, sagte Emma leise und ergriff ein letztes Mal seine Hand.

*

Es war geschafft. William konnte sein Glück kaum fassen. Er hatte sie gefunden, hatte sie erreicht und ihr geholfen, sich gegen den Wahnsinn aufzulehnen, der sie zu entreißen gedroht hatte. Und es war ihm leichter gefallen, als er es je erwartet hätte.

Langsam und instinktiv zielsicher kehrte er in die Wirklichkeit zurück – in seinen Körper, der noch immer im Krankenzimmer des St.-Garran-Hospitals stand, keine zwei Armlängen von Emma Kalani entfernt.

Und als er die Augen öffnete, brach er zusammen!

Ein unbeschreibliches Schwindelgefühl überkam ihn und raubte ihm die Sinne. Erschöpfung griff nach seinem Bewusstsein, und kurz bevor sich seine Augen schlossen, sah William, wie auch die junge Pilotin wehrlos zu Boden ging.

Theodore McAllisters Stimme drang noch an sein Ohr, während die Nacht ihn umfing. »Schnell«, rief der Chefarzt panisch. »Schnell, oder wir verlieren sie!!«

*

Emma!

Als Mike Rossini aus dem Schlaf schreckte und schwer atmend in die Dunkelheit seines Quartiers an Bord der STERNENFAUST III starrte, zitterte er am ganzen Leib. Ein dünner Schweißfilm bedeckte seinen Körper, und ein Gefühl der Leere war in seinem Inneren, das sich der junge Mechaniker zunächst nicht erklären konnte. Hatte er etwa schlecht geträumt?

Nein, dachte er plötzlich. *Nicht geträumt. Ich habe es gewusst.*

Sie war tot. Mike wusste nicht, woher er die Gewissheit nahm, aber sie war dennoch da. Emma war nicht mehr, hatte ihn verlassen – und mit ihm auch alle anderen. Sie war tot.

Die Erkenntnis war so real, wie sie nur sein konnte. Und auch wenn er sich nicht erklären konnte, warum, spürte Mike doch instinktiv, dass er seine Partnerin verloren hatte. Ihm war, als hätte sie ihm mit diesem Wissen einen letzten telepathischen Gruß hinterlassen.

*

Ashkono Tregardes Gesicht, das sich auf dem Display vor Williams Augen zeigte, sprach Bände. Der 59-jährige Xeno-Mediziner sah aus, als hätte er eine Woche nicht mehr geschlafen. Dunkle Ringe lagen unter seinen Augen, und das dunkle, lockige Haar war zerzaust. William kannte Tregarde gut und wusste, dass er einiges auf sich hielt. Ihn jetzt so zu sehen, versetzte dem Christophorer einen Stich, denn er ahnte den Grund für Tregardes Erscheinungsbild.

»Ich kann also annehmen, dass man Sie bereits informiert hat?«, fragte er.

Der Mediziner schnaubte leise. »Messerscharf kombiniert, Watson«, antwortete er dann, und seine Stimme troff vor Ironie. Dann hob er die Hand, schüttelte den Kopf. »Verzeihen Sie, William. Es gibt einen Ort und eine Zeit für Zynismus, aber dies ist weder der eine noch die andere. Ja, man hat uns informiert. Seien Sie gewiss, dass uns die Nachricht getroffen hat. Captain Frost hat die Crew informiert, und Dr. Kremer sitzt im Nebenraum und überprüft zum wohl vierhundertsten Mal die Akten und Unterlagen.«

»Sucht er nach Fehlern in seiner Behandlungsmethode?«

»Er wird keine finden«, antwortete Tregarde. »Da gab es keine Fehler. Alles, was Kremer gemacht hat, wurde von mir abgesegnet, und ebenso wie er konnte auch ich keinerlei Probleme und Unstimmigkeiten feststellen. Es hätte funktionieren müssen – aber das hat es nicht. Und das Ergebnis dieser ganzen Erfahrung ist weit gravierender als die Tatsache, dass uns ein Forschungsprojekt missglückt ist.«

»Aber warum ist es das überhaupt?«, fragte der Christophorer nach, während das Licht der Sonne von Sirius III durch das Fenster seiner Kammer fiel. »Was war der Grund dafür?«

Tregarde hob die Schultern. »Warum kann niemand aus Stroh Gold

spinnen? Weil manche Sachen einfach nicht gehen, egal wie oft Sie es auch versuchen. Gut möglich, dass Lieutenant Kalani schon durch ihre erste Attacke auf eine Ebene ihrer Begabung gelangt ist, auf der sie nicht mehr hätte behandelt werden dürfen. Sie ist sehr oft mit HD-Strahlung in Berührung gekommen. Wir wissen von Ihnen und aus Ihren Unterlagen, dass sich der Vorgang nach einem bestimmten Wert wohl nicht mehr ohne Schaden umkehren lässt – hätten Sie um die Behandlung mit CC-4400 gebeten, ich hätte sie verweigert. Bei Miss Kalani schien mir dieses Stadium noch nicht erreicht. Wir haben einfach zu wenig Erfahrung auf dem Gebiet. Was wir hier versucht haben, Meister William, war ein medizinisches Experiment. Feldforschung, wenn Sie so wollen. Und ich fürchte, die wirklichen Hintergründe und Begründungen werden wir erst erfahren und einschätzen können, sobald uns Referenzfälle vorliegen, mit denen wir die Geschehnisse von Sirius III vergleichen können. Wenn überhaupt.«

»Das heißt, die Forschung wird weitergehen?«

Ashkono schmunzelte leicht. »Das muss sie, William. Nur so hat die Wissenschaft einen Nutzen: indem sie immer weiter macht und auf bestehenden Erkenntnissen aufbauend zu neuen Sternen greift. Aber die Forschung muss dabei nicht alleine sein, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Der Christophorer nickte. »Genau das ist der Grund meines Anrufs. Ich … ich bin bereit.«

Tregarde hob den Kopf und atmete hörbar aus. Er wirkte, als sei eine große Last von seinen Schultern genommen. »Es tut gut, das zu hören«, sagte er leise. »Und ich bin mir sicher, dass wir gemeinsam einiges erreichen können. Für Emma, für Mauritio – und für alle, die wie Sie und diese beiden unter dem leiden, was für Lieutenant Kalani nun leider zum Verhängnis geworden ist.«

Abermals nickte William. »Dem stimme ich zu, Doktor. Haben Sie schon eine Idee, wo wir damit starten könnten?«

»Eine Idee, ja«, antwortete Tregarde. »Aber ich glaube, da liegen wir ohnehin auf einer Wellenlänge, oder nicht?«

Nun war es an dem Christophorer, zu schmunzeln. »Da könnten Sie recht haben. Ich habe sowohl mit Daniel Leslie als auch mit Theodore McAllister gesprochen und ihnen den Vorschlag unterbreitet. Beide haben sofort zugestimmt. Doktor Tregarde, wenn Sie es wünschen, können wir sofort ein Zentrum zur Erforschung der Telepathie beim Menschen einrichten. Hier auf Sirius III. Bei den Christophorern. Sie

wissen, ich bin Psychologe. Ich werde die Arbeiten persönlich überwachen und das Projekt begleiten. Wer weiß, vielleicht lerne ich dabei ja noch mehr über mich selbst?«

Ashkono schüttelte den Kopf. »Nein, William. Wenn wir Glück haben, lernen wir *alle* dadurch noch mehr über uns selbst!«

ENDE



Feuersturm

von Mara Laue

Die Ereignisse, die die STERNENFAUST mit ihrem Jungfernflug in Gang gesetzt hat, reißen für die Solaren Welten nicht ab. Doch auch die J'ebeem haben ihre eigenen Probleme mit den Völkern, die im Perseus-Arm der Milchstraße das Sagen haben. Und der adlige Triumvir Gondrel Harath aus dem Haus Haskano bekommt das am eigenen Leib zu spüren …